



Hesekiel,  
Von Jeana  
nach  
Königsberg



Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

34387

II



654

~~N. 272.~~

Franz Luyonius von Romberg  
24<sup>te</sup> Dec 1859.



Depos - 34387

# Von Jena nach Königsberg.

Von

George Hefekiel.

Erster Theil.

Berlin.

Verlag von Otto Zante.

1860.



34387

II

## Von Jena nach Königsberg.

### Erstes Capitel.

Preussen bleibt fest und der König oben!

---

In schweren Stößen, die einander bald rascher, bald langsamer folgten, wehte der kalte Herbstwind über die Stoppelfelder und Sandschollen, rauschte in dem niedrigen Fichtenwalde und brauste, dumpf aufheulend, über den See, dessen bleigraue Wasserfläche auf- und niederschwanke und klatschend an die Ufer schlug.

Mittag war längst vorüber; die Sonne hatte es einige Male, aber ohne Erfolg, versucht, mit scharfem Strahl die dichten Wolkenschleier zu durchbrechen, nun herrschte eine eigenthümliche Dämmerung, die, unbestimmt, scheu, fast ängstlich, sehr gut zu dem frostigen, unbehaglichen Herbstwinde paßte.

Mitten im See lagen auf einer Insel die Ruinen des alten Schlosses, eine alte Warte stand noch fast ganz unversehrt, die Trümmerhaufen und die mächtigen Bäume überragend, deren letzte bunte Blätter der Wind widerwillig fast entführte und lässig in die Wasser streute.

Zahlreiche Dohlschwärme nisteten in den alten Bäumen und ruderten mit langsamen Flügelschlägen um die hohe Warte; mistöniges Geschrei ausstoßend griffen sie einander an mit den mächtigen Schnäbeln, aber selbst ihr Kampf war faul und kurz, bald ruhten die schweren Vögel, wenn auch nicht freundlich, so doch gleichgültig wieder dicht nebeneinander.

An der Südspitze des See's, dem alten Schlosse gerade gegenüber, lag ein stattliches Herrenhaus mit zwei hohen Giebeln; reich verzierte Absätze in kunstreicher Steinmetzarbeit zierten diese Giebel und liefen wie lustige Treppen das steile, mit Hohlziegeln gedeckte Dach hinauf bis zum First, wo zwei riesige Fische von Eisenblech, auf jeder Seite einer, als dienstthuende Wetterfahnen figurirten. Uebrigens war das Herrenhaus, von einem schön gewetterten rothen Sandstein erbaut, zwei Stock hoch, mit zierlich geferbten Thür-

und Fenstersimsen versehen und an einem großen Wirthschaftshofe belegen.

Das alte Schloß auf der sichern Insel im See war die Wiege des edlen Geschlechtes, das seit dem 16. Jahrhundert breiter und lustiger wohnte in dem stattlichen Herrenhause, als in dem schmalen Schloßlein im einsamen See.

Während des dreißigjährigen Krieges an manchem schlimmen Tage war das alte Schloß wiederum zu Ehren gekommen, und die Besitzer flüchteten oft neben ihrer besten Habe auch die Ehre ihrer Frauen und Töchter und das eigene Leben vor der Zügellosigkeit feindlicher Soldateska in die Burg, die damals noch ziemlich gut erhalten war.

Auch später noch im Schwedenkriege, vor dem Treffen bei Fehrbellin, wurden die „Weibervölker“, wie's in der Chronik heißt, ein paar Mal in's alte Schloß über's Wasser geflüchtet.

Seitdem erst lag das Stammhaus der edlen Plezen von Bessin ganz dem Verfall preisgegeben. Niemand kümmerte sich um die alte Burg, denn auch im Herrenhause drüben standen die herrschaftlichen Wohnzimmer während der Lebensdauer von zwei

Generationen fast völlig leer. Herr Gneomar Dubislaw Eusebius Pleze von Bessin, einer der elegantesten juristischen Schriftsteller seiner Zeit, bekleidete hohe Aemter bei Hofe und im Staate, die ihm wenig Muße gelassen, sich um sein Erbgut und Stammhaus zu kümmern. Sein Sohn aber und Erbe, Eberhard Eusebius, focht in allen Schlachten des siebenjährigen Krieges und war schon ein alter Mann, invalid und Generalmajor, als er zum ersten Male den Bessiner See wieder sah, aus dem die edlen Plegen stammen und den Namen führen.

Der alte General hatte kein großes Interesse für die alte Burg, dafür aber desto mehr für die Landwirthschaft; er brachte die Güter empor, die Bessiner Wirthschaft galt bald als eine Musterwirthschaft ringsum und wetteiferte mit den Wirthschaften auf holländische Art, welche der hochverdiente Klevé'sche Erb-Jägermeister Freiherr von Hertefeld angelegt in der Mark. Als der tapfere General müde und hochbetagt starb, war sein einziger überlebender Enkelsohn, Gneomar Dubislaw Eusebius, wie sein gelehrter Urgroßvater geheiß, der Erbe eines verhältnißmäßig reichen Besitzes, dessen Bewirthschaftung er auch so-

fort, dem Befehl seines Großvaters gemäß, übernahm.

Die edlen Plegen von Bessin waren immer gehorsame Söhne gewesen, und Gneomar Dubislaw Eusebius übernahm die Bewirthschaftung seines Erbes um so lieber, als er von jeher mehr Lust zum Landwirth, als zum Soldaten gehabt und in das Kürassier-Regiment von Reitzenstein nur eingetreten war, weil sein Großvater das bestimmt befohlen. Er hatte seine Pflicht als Soldat gethan, aber auch nicht mehr; da er nur im Frieden diente, so hatte er keine Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Beim Regiment hatte er in gutem Ansehen gestanden, Freunde aber nicht gefunden; es war eben nicht leicht mit ihm umzugehen, und der halb sinnende, halb trozig-finstere Ausdruck des Gesichtes, der vielleicht einen feinern Beobachter angezogen hätte, scheuchte leichtblütige, frohe Kriegerjugend zurück.

Als der Lieutenant seinen Abschied erhalten und Bessin übernommen hatte, regelte er sofort die Wirthschaft so verständig, daß die Leute alsbald sagten: „Der kann's noch besser, als der alte General, sein Großvater!“ und dennoch sah man ihn weit seltener

auf dem Felde, im Wald, Hof und Stall, wie seinen Großvater, aber man fand ihn überall da und mit untrüglicher Sicherheit, wo er als Herr persönlich aufzutreten mußte. Die Beamten und Verwalter, alle Leute arbeiteten gern unter ihm, denn er ließ der eigenen Thätigkeit der Arbeiter so weit als möglich Spielraum, er ließ die Menschen gern zum Gefühl der Selbstständigkeit kommen, er ließ mit Vergnügen jedem seine Art und stand sich vortrefflich dabei, vielleicht mit aus dem Grunde, weil seine Leute zuvor unter seinem Großvater an das strenge Friedericianische Commando gewöhnt worden waren. Das steckte ihnen Allen noch im Wesen, und darum freuten sie sich der größeren Selbstständigkeit ohne über den Strang zu schlagen.

Der Lieutenant Pleß von Bessin hatte seinen Großvater begraben, das Gut übernommen, die Wirthschaft in Ordnung gebracht, Alles, wie's der Großvater befohlen; diesen großväterlichen Befehlen auch weiter treu, fuhr er am ersten Tage, da er die Trauer abgelegt, nach Hohentremmen, zwei Stunden von Bessin, wo der General von der Carnitz saß mit einer ganzen Schaar von Enkelinnen.

Die beiden Generale hatten kurz vor dem Eintritt des alten Pleß beschloffen, eine Heirath zu Stande zu bringen und eine von den hübschen Carnitzinnen zu einer Pleßin von Bessin zu machen.

Die dritte von den fünf Fräuleins von der Carnitz, damals ein großes, starkes, schönes Mädchen von achtzehn Jahren, hieß Hedwig, die hatte dem alten Pleß am besten gefallen, die hätte er auch am liebsten seinem Enkelsohne beigelegt, aber in Folge einer Zartheit, die Niemand bei dem alten Herrn gesucht hätte, hatte er seinem Enkel nur befohlen, eine Carnitzin von Hohentremmen zu nehmen, die Auswahl sollte ihm freistehen unter den fünf Schwestern. Doch hatte er nicht unterlassen, seinem Enkel einen kleinen Wink, seiner Ansicht nach vermuthlich eine ganz zarte Andeutung, zu geben, denn in einem der vielen Paragraphen des großväterlichen Testaments hieß es: „item vermache ich zu einem recompense 1000 Thlr. an die ehr- und tugendsame Mademoiselle Hedwig de Carnitz zu Hohentremmen, als weil dieselbe mir stets als eine sehr brave und schmucke Person erschienen und ich solche vor allen andern



demoiselles meinem Enkelsohn als ein Ehegemahl beigelegt gern gesehen.“

Diesen Paragraph hatte der junge Herr von Pletz nicht vergessen, als er nach Hohentremmen kam, er war entschlossen, seines Großvaters Wunsch nachzukommen, ehe er noch Hedwig von der Carnitz gesehen. Der General empfing, wie man denken kann, den Enkel seines alten Freundes sehr freundlich und commandirte seine Weibervölker sogleich zur Revue. Gneomar Dubislaw Eusebius fand mit Vergnügen, daß er ganz denselben Geschmack hatte, wie sein Großvater, Hedwig erschien auch ihm als die Schönste und Liebenswertigste unter ihren Schwestern. Der Geschmack ist glücklicherweise verschieden, jedenfalls hatte Herr von Pletz einige Wochen später ein gesundes starkes Ehegemahl, mit etwas röthlichem Haar zwar, aber mit weißem Teint und milden blauen Augen, das die Pflichten der Hausfrau im alten Herrensitze der Pletzen zu Bessin mit Anstand und musterhafter Treue übte.

Der Enkel war auch hier den Wünschen seines Großvaters nachgekommen, und der reiche Segen einer

ruhigen und glücklichen Ehe folgte diesem kindlichen Gehorsam.

Eine durchaus ruhige und glückliche Ehe war es, welche Herr Gneomar und Frau Hedwig nun schon über das siebente Jahr führten in dem stattlichen Hause zu Bessin am See, wenn auch die Nachbarn allerlei unnützes Zeug sprachen und allerlei Geschichten zu erzählen wußten von dem traurigen Leben, das die Bessin'schen mit einander führen sollten.

Freilich sehr lustig ging's auf dem Hofe zu Bessin eben nicht zu, das Antlitz des Hausherrn erschien noch düsterer und trotziger fast neben den milden freundlichen Augen und klaren Zügen der Hausfrau, aber dennoch fühlte Alles, die Unterthanen wie das Gesinde, eine Anhänglichkeit für den gnädigen Herrn, die nirgends größer sein konnte. Man verkehrte freilich lieber mit der freundlichen gnädigen Frau, aber wenn's Noth that, ging man doch mit dem vollsten Vertrauen zu dem finstern Herrn, ein Vertrauen, welches auch nie getäuscht wurde. Man pflegte Frau von Pletz zu bedauern, denn man fand es hart, daß eine so junge Frau so einsam leben mußte, aber Frau von Pletz mußte ja nicht einsam leben,

sondern sie wollte es, weil sie den Gang ihres Gemahls zur Einsamkeit, seine Abneigung gegen Gesellschaft alsbald erkannt hatte. Frau Hedwig hing mit einer Innigkeit an ihrem Gemahl, die im Lauf der Jahre nicht abgenommen hatte, sondern größer geworden war; ihr höchstes Glück bestand in der Erfüllung seiner Wünsche, die sie zu errathen verstand; ihre Freude fand sie in dem Gefühl der Abhängigkeit von dem Manne, den sie liebte, und dieses Gefühl beseligte sie so, daß sie oft geflüstert kleine Verstöße beging, damit er sie corrigire oder table und sie so ihre Abhängigkeit von ihm empfinden lasse. Die Welt hatte keine Ahnung von dem glückseligen Leben in dem Hause zu Bessin, das gewiß ganz still gewesen wäre, wenn die beiden kleinen Junker nicht mit lärmenden Kinderspielen die hohen Gemächer erfüllt hätten. Zur Freude der Mutter hatten die beiden Junker Eberhard Eusebius und Gneomar Eusebius ganz und gar das dunkle sinnende Auge und die finstre trotzig Miene des Vaters geerbt, dagegen zeigte der schlanke Wuchs der Knaben bald, daß sie in diesem Punkte nicht dem Vater, sondern der Mutter nachschlagen würden. Frau Hedwig war groß und schlank;

die Pleze von Bessin aber waren seit Menschengebunden immer kurz und knorrig gewesen.

In einem Punkte hatten die mancherlei Gerüchte, die über die Bessin'schen umgingen, nicht unrecht; der Hausherr war wirklich selbst für seine Gemahlin einen großen Theil des Tages nicht sichtbar. Niemand wußte, was Herr Gneomar in diesen Stunden trieb, einsam in seinem Zimmer verschlossen, oder was er machte im alten Schloß auf der Insel im See, der Stammburg seiner Ahnen, wo er sich in der grauen Warte einige Gemächer hatte einrichten lassen.

An dem frostigen unbehaglichen Octobernachmittage des Jahres 1806, an welchem unsere Erzählung beginnt, sah man einen jungen Menschen von vielleicht achtzehn Jahren in der gewöhnlichen Kleidung der märkischen Bauern aus dem Fichtengehölz hervortreten, welches die sanfte den Bessiner See nordwestlich halbbogenförmig einschließende Hügelkette kränzt.

Dieser junge Mensch, der anstrengend gelaufen sein mußte, denn der Schweiß troff ihm von der Stirn trotz des kalten Herbstwindes, blieb einen Augenblick keuchend stehen, jedoch nicht aus Ermüdung,

denn er begnügte sich einen Blick nach dem Himmel zu werfen, wie die Landleute zu thun pflegen, die ihre Uhr nicht in der Tasche, sondern über sich haben. Unmuthigen Blickes schaute der junge Mensch bald auf das Herrenhaus hinüber am rechten Ufer, bald auf die alte Burg mitten im See. Er schien zweifelhaft zu sein. Der bedeckte Himmel ließ keine genaue Zeitbestimmung zu, und offenbar war ihm bei seiner Eile eine Zeitverschwendung peinlich. Doch überlegte er wie gesagt nur einen Moment, dann sprang er in langen Säßen den Hügel hinab und lief eine Strecke hin an dem feuchten Ufer des See's, das mit morschen Schneckenhäusern und Muschelschalen dicht besäet war.

Er mußte seines Weges sehr sicher sein, denn plötzlich schlug er sich links und drang, von einem großen Steine zum andern springend, scheinbar nur durch Zufall lagen deren etliche dort, in ein dichtes und hohes Röhricht ein. In diesem verschwand er gänzlich, kurz darauf aber schoß ein Rahn mit großer Geschwindigkeit aus dem Röhricht hervor und flog von starken Ruderschlägen getrieben der Insel zu.

Der junge Mensch ruderte wacker, doch hatte

er noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sich ein Fenster in dem obersten Stock des alten Wartethurmes öffnete und eine Hand sichtbar wurde, welche ein Tuch wehen ließ.

Der Bursche, der die Warte, seit er das Röhricht verlassen, nicht einen Moment aus den Augen gelassen hatte, bemerkte nicht so bald das Zeichen, als er einen schrillen Schrei ausstieß und beide Ruder zugleich salutirend aus dem Wasser in die Höhe hob.

Sofort verschwand das weiße Tuch, das Fenster wurde geschlossen, klatschend fielen die Ruder in's Wasser und wie ein Pfeil schoß das leichte Schiffchen vorwärts.

Der Landungs-Platz der Insel war durch ein kleines, jetzt halb in Trümmern liegendes Bollwerk und ein Paar riesige alte Bäume vor dem Winde geschützt und so belegen, daß er von dem Herrenhause und dem dazu gehörigen kleinen Flecken Bessin aus nicht beobachtet werden konnte. Wer von dem Herrenhause her kam, mußte die südwestliche Spitze der Insel doubliren, um diesen Hafen zu erreichen.

Der junge Mensch, den wir beobachtet haben,

hielt gerade auf die Landungsstelle zu und ruderte dann mit einer geschickten Bewegung hinein.

Auf der obersten der breiten Treppenstufen stand ein Herr, kaum mittelgroß, aber stark und kräftig gebaut, mit breiter Brust und breitem aber finstern Gesicht, dessen Backenknochen stark hervortraten, dunkle Augen lugten aus tiefen Höhlen unter buschigen Wimpern wie spähend und forschend hervor. Dieser Herr, der einen erbsenfarbigen kurzen Rock bis an den Hals zugeknöpft, Stiefeln bis an's Knie und eine Pelzmütze trug, sah ruhig und nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen den raschen Bewegungen zu, mit denen der junge Mensch sein Fahrzeug binnen brachte, dann sagte er: „Du legst dich noch zu stark auf die linke Seite beim Rudern, mein Sohn, dadurch ermüdest du deinen rechten Arm früher, als den linken; hast du einen Brief für mich?“

Der junge Mensch, der eben aus dem Kahn gesprungen, war beinahe erschrocken auf der untersten Stufe stehen geblieben und sah staunend zu seinem Herrn auf. Woher wußte der gnädige Herr, daß sein rechter Arm früher müde wurde? Aber der gnädige Herr wußte ja Alles!

Der junge Mensch knöpfte langsam seine Jacke auf, nahm ein zusammengelegtes Tuch, das er auf der Brust trug, heraus und wickelte den Brief für seinen Herr aus.

Herr von Pleß, denn es ist der edle Grundherr, den wir da vor uns haben, nahm den Brief und wollte sich entfernen, da rief der junge Mensch plötzlich: „Gnädiger Herr!“

Etwas verwundert blieb der Edelmann stehen, er liebte es nicht, daß ihn seine Leute anredeten.

„Was willst du, mein Sohn?“ fragte er ernst, aber ohne Härte oder Zorn.

„Gnädiger Herr,“ sagte jetzt der junge Mensch „der Herr Postmeister hat gesagt, ich sollte laufen, was mich meine Beine tragen thäten, es kämen Soldaten nach Bessin, vielleicht heute noch, es sei alles voll Franzosen über der Havel.“

Der Edelmann hielt einen Augenblick den goldenen Knopf einer mächtigen Reitpeitsche sinnend zwischen den Lippen so, daß man seine Zähne sah, die weiß, spitz und regelmäßig wie die eines Raubthiers waren; eine häßliche Angewohnheit übrigens,

die nur Frau Hedwig anmuthig fand und sonst gar kein Anderer.

„Sagte der Herr Postmeister weiter nichts, mein Sohn?“ fragte Herr von Platz endlich.

„Nein, weiter nichts,“ entgegnete der ländliche Büngling bestimmt, nachdem er sich zuerst die Nase gerieben und dann hinter den Ohren gekratzt hatte, vermuthlich um sein Gedächtniß zu locken.

„Sagte der Herr Postmeister nicht, daß Freunde kämen?“ forschte der Edelmann weiter, ohne die Geduld zu verlieren, mit voller Ruhe, aber doch mit sichtlichem Interesse.

Der junge Mensch sah seinen Herrn steif in's Gesicht, er gab keine Antwort.

„Und doch muß er ihm eine Botschaft gegeben haben!“ sagte der Edelmann zu sich selbst und sann weiter nach, „daß die Franzosen in Masse vorgehen, das brauchte er mir nicht sagen zu lassen, daß wir dieser Tage Einquartierung bekommen würden, lag auf der Hand, was soll das heißen, daß er dem Jungen befiehlt zu laufen? der arme Kerl muß die zwei Meilen in zwei Stunden gelaufen sein!“

Der Edelmann sah den jungen Menschen wie-

derum aufmerksam an, offenbar in der Absicht, ein neues Examen mit ihm zu beginnen, da bemerkte er, daß der Bursch verstholene und beinahe ängstliche Blicke auf den Brief warf. Offenbar sagte dem eine Ahnung, daß der gnädige Herr nur den Brief zu lesen brauche, um ihn weiterer Fragen zu entheben, aber er hatte nicht den Muth, darauf aufmerksam zu machen.

Herr von Platz lächelte leise und öffnete den Brief, den er fast ganz vergessen hätte; er las und seine Lippen begannen zu zittern, er las weiter und seine Augen füllten sich mit Thränen, er las zu Ende und stieß einen Schrei aus, so grell, so wild und scharf, daß er aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, dunkle Gluth brannte dabei auf seinen Wangen und sein Antlitz nahm einen so grimmigen Ausdruck von Zorn und Haß an, daß der junge Mensch entsetzt mit einem Sprunge die Treppen hinter in seinen Rahn huschte und sich zum Flüchten bereit machte.

Im nächsten Augenblick aber hatte der Erbherr von Bessin seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, er nahm sich zusammen und las den Brief, der ihn

so gewaltig erschütterte, noch ein Mal. „Auch du, mein Boyen,“ sagte er leise und tief schmerzlich bewegt, „und der junge Ledebur und mein tapferer Cousin Schulenburg, Alle, Alle dahin! dahin!“

Mit einem kräftigen Ruck richtete sich der Edelmann auf, sein Blick fiel auf den Burschen, der ihn noch immer ängstlich vom Kahn aus betrachtete.

„Komm mit mir, mein Sohn!“ befahl er vollkommen ruhig und schritt, ohne sich umzusehen, der alten Warte zu; der junge Mensch folgte ihm.

Das untere Gestock der Warte enthielt einen ländlich ausgestatteten Salon, dessen Meubles indessen auf einen Haufen zusammengetragen und mit einer Decke verhängt waren, wie immer im Spätherbst geschah, wenn Frau von Plez nicht mehr herüber kam mit ihren Kindern, wie sie im Sommer zuweilen zu thun pflegte.

Der Edelmann trat zu einem Schrank, öffnete ihn und sagte zu dem jungen Menschen, der sehr ängstlich zu sein schien: „Siehst du diesen Knopf, mein Sohn?“

Der Gefragte nickte.

„Drücke kräftig darauf!“ befahl der Herr, und

auf den ersten Druck öffnete sich die Hinterwand des Schrankes und ließ den Eingang in einen dunklen Raum sehen. Der Edelmann schob den Jungen hinein und folgte ihm.

War es bei dem matten Lichte des Herbstnachtsmittags in dem Salon schon düster, so war es in dem Raume, dessen Eingang der große Schrank markirte, vollständig finster; der Edelmann schlug Feuer, nachdem er tastend eine große Zunderbüchse von Blech gefunden, welche in der Mitte des Gemachs auf einem Tische stand. Als er mit dem Schwefelsaden den Docht einer kleinen Lampe entzündet, zeigte sich's, daß die Beiden in einem ziemlich geräumigen Gemach sich befanden, das ein Bett und andere Meubles enthielt.

„Mein Sohn,“ wendete sich jetzt der Grundherr einfach, aber doch mit großer Würde zu dem jungen Menschen, „hast du gehört, daß der König unser Herr eine große Schlacht verspielt hat?“

„Ja!“ antwortete der Gefragte, indem er seinem Herrn verständnißvoll ins Gesicht sah, und setzte leise hinzu: „Der Franzose ist im Land, es kommt böse Zeit!“

„Du hast recht, mein Sohn, es kommt böse Zeit,“

fuhr der Edelmann fort, „in böser Zeit aber müssen alle die treu zusammen halten, die das preußische Herz am rechten Flecke haben. Mein Sohn, ich denke, daß du das preußische Herz auf dem rechten Flecke hast, denn dein Vater, Gott hab' ihn selig! war ein rechter preußischer Soldat und treuer Mann, und deine Mutter ist nun schon vierzig Jahre auf dem Hofe und ist überall treu erfunden worden, treu wie Gold; von dir, mein Sohn, weiß ich auch nichts Unrechtes, also will ich dich zu meinem Helfer, zu meinem Gehülfsen machen in dieser schweren Zeit. Willst du mir helfen, mein Sohn, im Dienste des Königs und des Vaterlandes, so gieb mir deine Hand?“

Schwer, wie die Treue wiegt, fiel die harte Hand des jungen Menschen in die dargebotene des Edelmanns, er fragte nicht, er zauderte nicht, freudig und von Herzen schlug er ein; sein Erbherr forderte ihn zum Dienste des Königs, das fuhr wie ein leuchtender Strahl durch die noch schlummernden Empfindungen und dunkeln Regungen der jugendlichen Seele. Er richtete sich hoch auf, er war ein Anderer geworden, seit der Herr seinen Handschlag empfangen.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Herr von Bessin

den Eindruck, den dies auf den Jüngling gemacht, und nun fuhr er in seiner ruhigen Weise fort: „Es gilt, dem Könige, unserm Herrn, von seinen Officieren und Soldaten so Viele zu retten, als irgend möglich, und sie über die Oder zu retten, oder nach Stettin, wenn die Franzosen dies noch nicht eingeschlossen haben. Bessin ist ein einsamer Ort, weit ab von den großen Straßen, und selbst wenn drüben Einquartierung kommen sollte, können wir unsere Landsleute doch hier auf der Insel, drüben in der Dohlschenke, im Steinbruch und an all' den heimlichen Plätzen verstecken, die du alle kennst —“

Der junge Mensch nickte, der Edelmann aber sagte: „Des lahmen Fritz Revier geht von dem Jägerhause bis an die Dohlschenke, der Dohlenwirth reicht bis an die einsame Tanne, von da ab über den ganzen See und die Ufer ist dein Revier, mein Sohn; drüben vom Steinbruch bis zur Bessiner Pfarre commandirt der schwarze Fritz, von der Pfarre aber bis zur Feldmark von Hohentremmen der Herr Pastor; ihr seid so zu sagen meine Officiere, und das Hauptquartier ist auf dem Hofe drüben, verstehst du? Nun ist deine Hauptaufgabe, mein Sohn, daß du immer in Be-

wegung bist und Alles erkundest, was zwischen der einsamen Tanne und dem See geschieht. Tag und Nacht mußt du auf den Beinen sein, vorwärts von der einsamen Tanne in der Richtung von Hartacker und Oberrad; kommen Feinde, Franzosen, so meldest du das, so schnell du kannst, dem Dohlenwirth oder dessen Sohn, einer von Beiden wird immer in der Nähe der einsamen Tanne sein; kommen flüchtige Preußen, so zeigst du ihnen den Weg nach den Steinbrüchen von Oberrad, sagst ihnen, aber ohne dich weiter einzulassen, daß sie dort Kameraden, so wie Speise und Trank finden würden. Das aber ist nicht Alles, es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Herr Postmeister auf dem Waldwege über Hartacker verwundete oder flüchtige preussische Officiere bringt, die geleitest du hierher, sie finden oben im Thurm Speise, Trank und Bequemlichkeit. Sobald du aber irgend wen auf die Insel gebracht hast, so steckst du, wenn es Tag ist, die Hacke, die oben auf dem Thurm zu diesem Zweck liegt, in den Ring an der Jinne, in den wir sonst die Fahne gesteckt haben, ist es aber Nacht, so stellst du die Lampe in das zweite Fenster oben. Hast du mich verstanden?"

Der Bursch bejahte, der Edelmann examinierte hin und her, bis er sich überzeugt hatte, daß er wohl verstanden war, dann erst fuhr er fort: „Nun, mein Sohn, du wirst deinem Vater und deiner Mutter, mir und dem Könige keine Schande machen, das weiß ich, aber du mußt nicht nur thätig, sondern auch vorsichtig sein; höre, wenn der Herr Postmeister Leute schickt, so frage sie, auch wenn du sie kennst, nur dreist, ob sie dir nicht ein Wort zu sagen hätten, und trau' ihnen erst, wenn sie dann sagen: Ja, Preußen bleibt fest! darauf antwortest du: Und der König oben! fragt dich aber Einer vorsichtig, ob du ihm nichts zu sagen hättest, so sagst du: Ja, Preußen bleibt fest! dann muß der Andere antworten: und der König oben! Hast du verstanden?"

„Ja, Preußen bleibt fest und der König oben!“ wiederholte der Bursche mit einem Anfluge von Begeisterung.

„Von solchen Leuten,“ sprach der Edelmann weiter, „wirst du stets sichere Nachrichten erhalten, denn es giebt noch viel treue Leute in der alten Mark Brandenburg, wenn auch leider an schlechtem Gefindel kein Mangel ist; bringen dir solche Leute Botschaften für



mich, so meldest du sie an den Dohlenwirth, du selbst aber kommst nicht in das Herrenhaus hinüber, nur dann kommst du, wenn du am Tage um das Fensterkreuz meiner Schlafkammer ein rothes Tuch gebunden siehst, oder wenn in der Nacht zwei Lichter brennen, dann kommst du mit Allen, die du finden kannst, und zwar bewaffnet, denn dann gilt es Kampf auf Leben und Tod. Die Waffen, die noch im Gewehrschrank oben sind, trägst du in dieses Gemach, die Pulverhörner und Kugelbeutel sind gefüllt, Schießgewehr wird aber so wenig als möglich gebraucht, hörst du? nun noch Eins: Es ist möglich, daß der Feind auch diese Insel heimsucht, dann flüchtest du die preussischen Officiere, die etwa hier sind, in dieses verborgene Gemach, wo sie ziemlich sicher sein werden; sollten sie jedoch auch hier bedroht sein, so öffnest du die Fallthür, die unter diesem Tisch ist, sie öffnet sich leicht, du brauchst nur mit der Spitze deines Messers auf das Auge des Fisches zu drücken, den du da siehst.“

Der Edelmann zeigte mit seiner Reitpeitsche auf die Figur eines Fisches in dem Holzgefäß des Fußbodens.

„Unten,“ fuhr der Herr fort, „ist ein weitläufiger

Kellerraum, der einen Ausgang nach dem See oben in den Trümmern hat. Sieh' dir nachher alle diese Gelegenheiten genau an, damit du durchaus Bescheid weißt in der Stunde der Gefahr, hier aber nimm diesen Hirschfänger und dieses Pistol, du bist jetzt ein gewaffneter Mann des Königs.“

Der Herr von Bessin nahm die Waffen von der Tafel, er waffnete seinen Lehnsmann für des Königs Dienst. Mit freudebebender Hand ergriff der Jüngling den einfachen aber soliden Hirschfänger so wie das schwere Pistol. Er folgte seinem Herrn hierauf hinaus, wo nun bereits die Dämmerung des Herbstabends herein gebrochen war.

Geräuschlos glitt der Rahn durch die Fluthen, über denen Herbst und Nacht bereits Schleier woben, die unter dem Winddruck nieder sanken und sich dann wieder erhoben wie riesige Gespenster. Sie sprachen kein Wort, weder der Herr noch der Diener, sie fühlten, daß böse Zeit gekommen, aber sie waren auch entschlossen, ihr männlich Trutz zu bieten und ihre Pflicht zu thun in alle Wege, Jeder auf seine Weise.

Der Wind erhob sich mächtiger und heulte grim-

mig über den See, er stieß mit Macht an das steinerne Herrenhaus, da fuhr der Kahn an's Land, der junge Mann sprang hinaus, hielt die Kette an und reichte seinem Herrn die Hand, der aber stieg aus, ohne die Hand anzunehmen, und sprach, indem er ihm auf die Schulter schlug: „Habt ihr mir nicht ein Wort zu sagen, Lehnert Schaller?“

„Ja, Preußen bleibt fest!“ flüsterte der Jüngling tief bewegt; „und der König oben!“ gab der Edelmann die Parole.

Leonhardt Schaller aber sprang in seinen Kahn und ruderte sich nach der Insel zurück. Zum ersten Male hatte ihn der Herr bei seinem ganzen Namen und „Ihr“ genannt; er war ein Mann geworden an dem Abend, und Preußen brauchte Männer nie so nöthig!

## Zweites Capitel.

### Stille vor dem Sturm.

---

Der Erbherr von Bessin kam vom See her und schritt seinem Herrensitz zu; er ging mit dem festen und sichern, aber auch gemächlichen Schritt eines Mannes, der seinen eigenen Grund und Boden beschreitet. Jetzt, in dem Augenblick, wo ein schweres Verhängniß über das Vaterland gekommen, wo der siegreiche Feind hinter dem zersprengten Heer des Königs her in die alten Kernprovinzen der preussischen Königsstaaten mit blitzgleicher Schnelligkeit eindrang, da erhob sich mächtiger denn je im Herzen so manches märkischen Edelmannes das Gefühl stolzer Selbstherrlichkeit. Von dem Augenblick an, wo der Grundbesitz nur noch Pflichten und Lasten, oft ganz unerträgliche, auflegte,

schritt der Pleg von Bessin mit doppeltem Stolz über sein Land, über sein Vatererbe, das er jetzt allein vertheidigen mußte, allein schützen, allein regieren, ohne die Hilfe seines Königlichen Oberlehnherrn, von dem aus er nach Kräften helfen mußte, dem Könige Land und Volk erhalten.

Es ist eine starre, zähe Art in diesen märkischen Junkern und ihren ländlichen Hinterlassen; noch heute wie damals werden diese Leute scheinbar gleichgültig, wenn zu viel an ihnen herum regiert wird, sie ziehen sich dann in ein hartnäckiges Stillschweigen zurück, sie widersetzen sich nicht, aber sie grollen schweigend, sobald indessen ein Unglück kommt, dann stehen sie auf und verläugnen ihre gute Art niemals.

Herr von Pleg war ein ächter Repräsentant jener zähen märkischen Art, er hatte still auf seinem Hause gesessen, kaum Umgang pflegend mit den nächsten Nachbarn; der loyale Edelmann hatte nicht ein Wort des Unmuths laut werden lassen wollen über die trostlosen Zustände, in welche sein geliebtes preussisches Vaterland durch eine entsetzliche Regierung versunken vor Jena. Nun war Jena gekommen, die düstern Befürchtungen, die der Junker gehegt, waren Wahrheit

geworden, eine so entsetzliche Wahrheit, daß sie alles übertraf, was er je in seinen finstersten Stunden gefürchtet; aber das war's eben, was die ganze zähe Widerstandskraft der märkischen Eigenart wach rief in ihm und seinen gleichgesinnten Genossen. Der Preussische Staat konnte zertrümmert hinsinken in jenen dunkeln Herbsttagen, aber Preußen erhob sich trotzig in demselben Augenblick über den Trümmern und begann mit stummer Energie einen Neubau, zuerst aus den Trümmern sorgsam sammelnd, was irgend noch als Werkstück und Baustein verwendet werden konnte. Kaum war die Niederlage von Jena bekannt, kaum stob die Flucht durch das Land und die Verfolgung hinter her, als auch schon die Junker zusammentraten in verschiedenen Gruppen, die sich gegenseitig die Hand reichten und zunächst dafür sorgten, daß dem Könige an Mannschaften und Kriegsmaterial gerettet werde, was noch zu retten war. Die Generale und Minister, die Geheimräthe und Behörden mochten den Kopf verlieren, die märkischen Junker verloren ihn nicht; wenigstens trat die Mehrzahl derselben dem Feinde und dem Unglück gefaßt entgegen und erfüllte ohne Pomp und Gepränge die schwierigsten Pflichten mit einer oft

an antike Selbstverläugnung erinnernden Einfachheit. Würdig standen den Edelleuten dabei die Bürger und Bürgermeister der meisten kleinen und Mittelstädte zur Seite. Die Verzweiflung, die Vernichtung, die schamlose Erniedrigung vor dem Feinde, sie zeigte sich fast nur in den großen Städten, bei den höchsten Behörden.

Wir haben bereits gesehen, in welcher Weise der Herr von Bessin seine Anstalten, die darauf abzweckten, dem Könige Officiere und Soldaten zu erhalten, getroffen hatte. Jetzt betrat er sein Haus, um es vorzubereiten für die feindliche Einquartierung, die ihm der Brief des Postmeisters angekündigt. Er war gefaßt gewesen, den Feind bei sich zu sehen, wenn auch nicht so bald, denn Bessin lag meilenweit entfernt von den großen Straßen. Magdeburg mußte die Franzosen an der Elbe festhalten, und in Magdeburg war man auf energischen Widerstand gerüstet; das Erstere glaubte Herr von Pleß, das Letztere wußte er, denn er hatte am Tage vorher einen Brief aus Magdeburg erhalten, der sich im Tone freudigster Zuversicht dahin aussprach.

Herr von Pleß öffnete eine kleine Thür, die

Wasserspforte genannt, und betrat einen engen gepflasterten Gang zwischen zwei Mauern, der ihn zu einer Seitenthür seines Hauses führte; er warf einen Blick durch die offene Thür der Küche, auf deren Herd ein Feuer traulich flackerte, dann kam er in eine etwas öde und weite Sturzhalle, die mit Backsteinen gepflastert war. Auf diesem Pflaster, das im Laufe der Jahre ausgetreten und uneben geworden war, standen an den Wänden lange, schwere Bänke, roh gearbeitet, aber durch den Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Gebrauch spiegelblank und glatt geworden; eine an rostiger Kette von der Decke niederhängende Blechlampe verbreitete ein unsicheres, trügerisches Licht in der Halle, deren Tonnengewölbe auf das hohe Alter des Gebäudes schließen ließen. In der That hatte man bei dem Bau des Herrenhauses einige bereits vorhandene Baulichkeiten benutzt.

Als der feste Tritt des Hausherrn, von leichtem Sporengeklirr begleitet, auf dem Pflaster ertönte, erhob sich ein Mann, der am obern Ende der einen Bank nahe der großen Thür saß, die auf den innern Hof führte. Das rechte Bild eines alten märkischen Ackerknechts war der Kerl, das schlichte Haar hing ihm

fast bis in die Augen, glatt geschnitten; die Augen waren mächtig stier, aber wer sich nur etwas auf Gesichtser verstand, der sah auch die Schlaubeit darin, und um den breiten Mund lauerte in tausend Falten jene trokige, zähe Energie, die aus Sand und Sumpf Korn und Gold erntet, mit Anwendung der gewaltigen schwieligen Hände, die bis über's Gelenk hervorragten aus den engen und kurzen Ärmeln der grauen Jacke vom größten Tuch mit noch größerer Leinwand gefüttert, dieses sonderbaren Kleidungsstücks, das eigentlich nur da zu sein scheint, um über die Schulter gehängt zu werden, denn unter hundert märkischen Jacken sind sicher neunundneunzig zu eng, wenn sie wirklich angezogen werden. Der untersezte, aber kräftige Mensch, der etwa vierzig Jahre oder etwas darüber alt sein mochte, stand mit einer Art von militärischem Anstand, beide Hände an der Hosennaht, vor dem Edelmann, der sich ihm rasch genähert hatte und vor ihm stehen geblieben war.

„Die armen Teufels werden gleich hier sein, gnädiger Herr!“ meldete der Knecht, „sie haben gelooft, Jean und Wally bleiben heim, bis sie abgelöst werden.“

„Es ist gut, Uhde,“ sagte Herr von Plek und

befahl dann: „ruft mir gleich den Herrn Amtmann, und geht dann zum Herrn Propst und zum Herrn Caplan, macht eine Empfehlung von mir, ich ließe sie bitten, mich gleich zu besuchen, es habe Eile.“

Der Knecht machte links um und entfernte sich durch ein kleines Pförtchen, welches in einen der großen mit eisernen Nägeln beschlagenen Thorflügel, durch welche die Halle geschlossen wurde, eingeschnitten war. Der Edelmann dagegen kehrte um, rief im Vorübergehen in die Küche hinein: „Frau Schaller, sorge sie für Abendbrot, die armen Teufels kommen, sieben Mann, sie bleiben auf dem Hof!“ und stieg dann eine ziemlich schmale Wendeltreppe hinauf.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ antwortete Lehnerdt Schaller's Mutter, die Ausgeberin und Schaffnerin im Hause Bessin, dabei unterließ sie nicht eine Anzahl der ehrerbietigsten Knixe nach der Thür hin zu machen, an der sie ihren gnädigen Herrn vermuthete, denn sehen konnte sie ihn nicht, auch wenn er stehen geblieben wäre.

Im obern Stockwerk öffnete Herr von Plek die Thür eines Gemaches, aus welchem ihm tobender Kinderlärm entgegen scholl. Er trat unbemerkt ein,

denn die Stühle umwerfend und rücksichtslos über Alles hinstürmend jagten sich seine beiden Knaben mit lautem Geschrei durch das ziemlich umfangreiche Gemach, während ihre Mutter, dem Gewirr den Rücken zukehrend, neben einem hohen und schmalen Kamine saß, und an einem kleinen Tischchen, das durch eine Lampe mit grünem Schirm beleuchtet war, in ihrem Wirthschaftsbuch eifrig rechnete.

Der Edelmann stand mit untergeschlagenen Armen und schaute mit dem ihm eigenen sinnenden Blick bald auf die blühenden Kinder, bald auf die stattliche, schöne Frau, deren edles Antlitz, leicht geröthet und bei der Beugung auf das Buch von dem hellen Lampenschein unmittelbar angestrahlt, ungemein friedlich und lieblich aus sah.

Den friedlichen Kinderlärm im eigenen Hause verglich der Hausherr in seinen Gedanken mit dem Kriegslärm draußen; es war dem trotzigem Manne, als wolle eine bange Wehmuth sein muthiges Herz beschleichen; er machte eine rasche Bewegung, um sich von dieser Wehmuth zu befreien, nahm die Mütze ab und warf sie, gut gezielt, seinem ältesten Sohne an den Kopf.

Mit hellem Freudengeschrei stürmten die Knaben heran und sprangen alsbald jubelnd an dem Vater empor, rasch erhob sich auch Frau Hedwig, mit den Augen grüßte sie den Gemahl und faßte seine Hand, die sie ihm verstohlen drückte.

„Wie ist's möglich, meine sehr Liebe,“ sagte Herr von Pletz lächelnd, „daß du bei diesem Höllenlärm der Zungen rechnen kannst?“

Frau Hedwig antwortete nicht mit Worten, sie sah ihren Gemahl lächelnd an, und der verstand sie ganz wohl.

„Aber ihr Zungen,“ fuhr er fort, „was habt ihr gespielt?“

„Wir waren Fische im See,“ rief der Jüngste hastig, „ich war ein großer Hecht und wollte den Sebus verschlingen, weil der nur ein kleiner Fisch ist.“

„Ich bin ein Pletz und die Pletzen wehren sich immer, auch wenn der Fisch, der sie verschlingen will, noch größer ist, nicht wahr, Vater?“ sprach Junker Eusebius, der Älteste, ernsthaft.

Dem Edelmann gefiel's, daß sein Ältester gerade auch im Spiel nichts Anderes sein wollte als ein Pletz, er legte seine Hand schwer auf das Haupt

des kleinen Knaben und sprach: „Wie's mit den andern Plezen bestellt ist, mein Sohn, das kann ich dir nicht sagen, die Pleze vom Bessinersee aber, die wehren sich immer, immer, hörst du, und wenn der noch so groß wäre, der sie zu verschlingen käme; nun aber will ich euch was sagen, liebe Jungen, wenn ihr Fische im See spielt, so müßt ihr ganz still sein, denn wißt ihr, die Fische sind stumm!“

Mit großen Augen sahen die Knaben ihren Vater an, dann klatschten sie in die Hände und begannen sich wieder zu jagen, mühselig jeden Ausruf unterdrückend; der Edelmann aber hatte sich zu seiner Gemahlin gewendet, er schlang den Arm um ihren Leib, zog sie an sich, drückte sie fest an seine Brust und sah ihr ernst und lange in die schönen lieben Augen, die so zärtlich und so stolz, so zuversichtlich und doch sehen zu ihm aufblickten. Er sagte ihr halblaut, daß er französische Cinquartierung erwarte; Frau Hedwigs Auge wurde traurig, aber nicht ängstlich, sie war eine Preussische Patriotin, und an der Seite ihres Gemahls fürchtete sie sich nie. Er theilte ihr mit, was er zunächst beschloß, wies sie an, für die Bequemlichkeit und die Bewirthung der ungebetenen Gäste im voraus

Sorge zu tragen, das Weitere aber Gottes Barmherzigkeit anheim zu stellen. Zuletzt sagte er noch, daß er, um einige zuverlässige Leute mehr auf dem Hof zu haben, die armen Teufels bestellt habe. Das hatten die beiden kleinen Junker kaum gehört, als sie in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen.

„Still, Jungen, Fische sind stumm!“ rief der Vater mit halber Drohung.

„Ich bin kein Fisch mehr!“ entgegnete der Jüngere sofort.

„Ich bin ein Plez und will einer bleiben!“ beharrte Junker Eusebius trotzig.

„Ich will zu den armen Teufels!“ schrie Junker Dubislaw.

„Du kannst die Kinder immerhin noch ein wenig zu den armen Teufels hinuntergehen lassen, liebe Hedwig! wirst ohne sie genug zu thun haben, und dort sind sie gut aufgehoben. Ich muß mit den beiden geistlichen Herren und mit dem Amtmann reden.“

Wie das Wetter flogen die Knaben zur Thür hinaus, rollten mehr als daß sie gingen die Treppe hinunter und stürzten sich in die große Küche, hastig nach den armen Teufels fragend. Kaum hatte ihnen

Frau Schaller gesagt, daß die armen Teufels in der Brunnenstube saßen und ihr Abendbrot verzehrten, als die Junker auch schon wieder hinaus waren, der Brunnenstube zu. Die Frau Schaller schüttelte ihr Haupt, das graue Haare zierten und ein steifgestärktes weißes Mützchen darüber mit einem Fleck von Drap d'argent; die gute alte Person schüttelte den Kopf, denn sonst waren die Junker niemals aus der Küche gegangen, ohne ihr wenigstens eine Handvoll Backobst abgeschmeichelt zu haben.

Die Brunnenstube in Bessin war eine kleine Kammer zu ebener Erde, herausgebaut in den Hof bis an den großen Brunnen heran; es war eine Art von Geschäftszimmer für den Amtmann, an dessen Wohnung sie auch stieß, wurde indessen Abends häufig als eine Art von Gesellschaftszimmer für Verwalter und deren Besuche und sonst Leute benützt, die man nicht in die Gefindestube brachte, welche übrigens dicht an die Brunnenstube anstieß und mit ihr durch eine nur selten geschlossene Thür verbunden war.

„Les pauvres diables, bon soir! soyez bien venus, les pauvres diables!“ riefen die beiden Knaben, heiter in die Brunnenstube stürzend.

Da erhoben sich sieben Männer von ihrer Bank hinter dem Tisch, lachten heiter und sprachen einen entsetzlichen Mischmasch von Deutsch-Französisch, bemächtigten sich der kleinen Junker, ließen sie auf ihren Knien reiten und fangen und scherzten, daß die Knaben in jauchzendem Uebermuth tobt.

Wer waren diese Leute, die man mit dem sonderbaren Namen: die armen Teufels von Bessin nicht im Scherz, sondern ganz ernsthaft nannte, ja, die amtlich so genannt wurden und die sich selbst mit einem gewissen Stolz diesen Namen beilegte?

Kurz nach der Aufhebung des Edictes von Nantes hatte ein Pletz von Bessin, der damals bei der Reichstagsgesandtschaft stand, einem französischen Edelmann, der sich in Brandenburg refugirte, um seiner Confeßion treu bleiben zu können, ein kleines ärmliches Stückchen Land dicht am Bessiner See verkauft, dahin hatte sich der Refugie gesetzt mit einigen von seinen alten Dienern, die ihn nicht hatten verlassen wollen. Die Franzosen legten eine Meierei und eine Gartenwirthschaft am Bessiner See an, aber schon im zweiten Jahre starb der französische Edelmann, und da er das Land nicht bezahlt hatte, so wäre es den armen



Leuten, die Frauen und Kinder hatten, gewiß sehr schlecht gegangen, wenn der Grundherr nicht in milder und großmüthiger Weise erklärt hätte, er wolle die armen Teufels nicht von dem Fleck Landes treiben, auf den sie schon so viel Fleiß verwendet hätten. Seitdem hießen die Franzosen die armen Teufels von Bessin in der ganzen Gegend. Der Herr von Pleß, der sie zuerst aufgenommen, gab ihnen später auch ihr Land in Erbpacht gegen einen ganz geringen Canon und freute sich der Fortschritte, welche sie mit ihrer Gartenwirthschaft machten. Fleiß und Gottesfurcht wohnten in den kleinen schmucken Häusern der armen Teufels von Bessin, sie wurden zwar nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, denn es war ein hartes Land, das sie bebauten, aber sie hatten den Fleck Erde lieb, den die Großmuth des Grundherrn ihren Vätern gegeben, als sie um des Glaubens willen flüchtig ihr schönes Vaterland verlassen hatten und in die rauhen Marken kamen. Mit sonderbarer Liebe und Treue hingen die armen Teufels an der Familie der Guts herrschaft, einer von ihnen war immer der Gärtner in Bessin, aber auch die andern waren stets da, um zu helfen, wenn's irgend die Gelegenheit er-

forderte. Sie sprachen längst nicht mehr französisch, die armen Teufels, aber sie hatten noch einzelne Sprachtraditionen bewahrt, sie waren mit den Leuten in der Umgegend vielfach verschwägert und verwandt, es konnte nur wenig noch von dem altfranzösischen Blute in ihnen sein, dennoch hatten sie eine andere Art, als die zähen, ernstern Märker ringsum hatten, sie sangen bei der Arbeit, waren beweglich und lustig und darum eben das Entzücken der beiden Knaben, für die es immer ein großes Fest war, die armen Teufels zu besuchen oder deren Besuch zu empfangen.

Außerdem aber war noch ein Band, welches die Nachkommen der französischen Flüchtlinge mit der Guts herrschaft verknüpfte — die ganze Gegend war lutherisch, die edlen Pleßen von Bessin aber, wie die armen Teufels, reformirten Bekenntnisses. Wenn also der Schloßherr den reformirten Pastor aus einem ziemlich entfernten Städtchen nach Bessin kommen ließ, um die Sacramente zu verwalten, dann wurden die armen Teufels stets zum Gottesdienste eingeladen. Uebrigens herrschten in der kleinen Colonie noch immer die frommen Traditionen der vertriebenen Väter, sie waren eifrige und strenge Calvinisten.

Nach und nach waren die armen Teufels, sie waren längst stolz auf diesen Titel und nannten sich selbst so, so mit der Familie des Gutsherrn zusammengeschmolzen, daß sie gar nicht getrennt von derselben gedacht werden konnten, und in der ganzen Gegend citirte man die armen Teufels von Bessin als Muster ehrfamer und treuer Guts-Unterthanen.

Die beiden Junker plauderten lebhaft mit den Männern, die dabei ihre Biersuppe speisten und Brod und Käse, was ihnen vorgesetzt worden als Imbiß. Da war von allerlei ganz sonderbaren Vergnügungen die Rede, welche den beiden Knaben für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wurden, und es war den Kleinen gar nicht recht, daß der Amtmann kam und die armen Teufels zu dem gnädigen Herrn beschied.

Victorien und Hippolyte, sehr vornehme Namen für Gärtnersleute, trugen die Junker erst zur gnädigen Frau hinauf, dann traten sie mit ihren Genossen in das Vorzimmer des Gutsherrn, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern bedeckt waren.

Hier stand der Edelmann mit dem Propst und dem Caplan, den beiden lutherischen Geistlichen des kleinen Ortes Bessin, der unter den Plegen stand;

den Geistlichen hatten sich noch einige hervorragende Glieder ihrer Gemeinde angeschlossen.

Die armen Teufels stellten sich in eine Reihe, nachdem sie die Anwesenden mit einer Verbeugung begrüßt hatten, welche gleich verrieth, daß sie andern Stammes, als das Volk in den Marken. Auch hatten ihre Züge noch eine gewisse Schärfe und Beweglichkeit, die sie von den Andern unterschied.

„Mes enfants,“ wendete sich der Edelmann gleich zu ihnen, „ich habe euch rufen lassen, weil wir wahrscheinlich morgen, vielleicht auch heute noch feindliche Einquartierung bekommen werden. Die Leute sind darob sehr in Angst, denn es laufen widrige Gerüchte um über das Betragen der Franzosen, Gerüchte, die wahrscheinlich begründet sind, denn man weiß ja wie die Soldaten Bonaparte's zu haufen pflegen. Es ist schwere Zeit, aber es wird dadurch nichts gewonnen, daß man sich flüchtet und Hab und Gut der Discretion des Feindes überläßt. Ich habe deshalb die Herren Geistlichen gebeten, ihren Einfluß anzuwenden, daß die Leute in ihren Häusern bleiben, und Einige von euch sollen sich in der Propstei aufhalten, denn ihr versteht doch wohl noch so viel Fran-

zöfisch, daß ihr euch allenfalls und zur Noth mit den Franzosen verständigen könnt.“

Die armen Teufels sahen sich betroffen an und machten dann eine ziemlich verlegene Verbeugung.

„Es wird schon gehen,“ ermutigte der Edelmann, „ihr braucht ja keine Reden zu halten, aber ihr werdet schon verstehen, wenn die feindlichen Soldaten Bier, Brod, Heu, Stroh und dergleichen Dinge verlangen, nicht?“

Das gaben die Leute ziemlich zuversichtlich zu, und Herr von Pleß meinte, zu den Geistlichen gewendet, es sei damit schon viel gewonnen, denn viele Excesse würden schon vermieden dadurch, daß man überhaupt wisse, was der Feind verlange.

„Bier von euch,“ sagte er wieder zu den armen Teufels, „gehen mit dem Herrn Propst, die Andern bleiben hier auf dem Hofe, Gott befohlen!“

Auf einen Wink des Gutsherrn entfernten sich die treuen Leute, während sich dieser noch einen Augenblick mit den beiden Geistlichen unterhielt, die ernst und gefaßt dem Kommenden entgegen sahen; er versprach ihnen, bei der ersten Nachricht von der An-

näherung des Feindes zu ihnen zu kommen und sie zu unterstützen.

Eben wollten sich auch die Geistlichen verabschieden, als man Hufschlag unten im Hofe vernahm; der Edelmann öffnete rasch das Fenster und rief in die Dunkelheit hinaus: „Wer ist da?“

„Runge!“ antwortete der Reiter, „Soldaten kommen über die Marzmühle herein; der Herr Pastor von Hohentremmen schießt mich, Infanterie und Cavallerie, man sieht Brände in der Entfernung, die Leute meinen, es sei die Mühle bei Obergedern und die Scheunen beim Wichow'schen Hofe.“

„Gehen sie mit Gott, meine Herren!“ verabschiedete der Edelmann jetzt etwas hastig die Geistlichen, die sich eilig zu ihrer Heerde begaben, welche bereits in Kenntniß gesetzt von der Annäherung der Franzosen, in einer eigenthümlichen Mischung von Aengstlichkeit und Gleichgültigkeit verharrte. Es war nicht schwer, die Leute von der Flucht in die Forsten oder in entfernte Steinbrüche abzuhalten, der märkische Landmann geht nicht gern von Haus und Hof.

Es mochte etwa neun Uhr sein, in Bessin standen die Leute trotz der rauhen Nachtlust noch in

Gruppen vor den Häusern, im Schloß hatte Frau Hedwig ihre Kinder zu Bett gebracht, und beredete eben mit ihrem Gemahl, wie die Mägde für die ersten Augenblicke wenigstens verborgen gehalten werden könnten, als plötzlich ein eigenthümliches Geräusch in der Nachtstille vernommen wurde, das sich ruckweise wiederholte.

Der Edelmann öffnete das Fenster und horchte scharf aus. Offenbar fand ganz in der Nähe ein Gefecht statt, es waren regelmäßige Salven, die da krachten, und zwar ziemlich starke Salven, weil sie so deutlich vernehmbar waren trotz des sehr heftigen Gegenwindes. Gleich darauf ging ein großer Brand auf, gerade dem Fenster gegenüber, aus welchem Herr von Pletz sah. Dieser schloß den Flügel, nahm die Hand seiner Gemahlin und führte sie in das Schlafzimmer der Kinder, das am Ende eines langen Ganges belegen war und die Aussicht nach dem See zu hatte. Er wollte ihr nichts sagen von dem Brande, denn offenbar stand das Herrenhaus von Hohentremmen, wo Frau von Pletz geboren und erzogen war, jetzt im Besitze ihres Oheims, in Flammen. Der Edelmann ließ sich von seiner Gemahlin das Versprechen geben,

das Schlafzimmer der Kinder nicht zu verlassen, dann eilte er hinunter in den Hof, wo die Knechte zusammenstanden und sich flüsternd ihre Bemerkungen über den Brand mittheilten.

Das Schießen hatte jetzt ganz aufgehört; mit großer Umsicht traf Herr von Pletz seine Maßregeln, er theilte seine Leute in zwei Wachen, von denen eine immer auf dem Hofe und in der Gesindestube auf Posten sein sollte, während die andere schlafen oder ruhen mochte. Die Mägde wurden zu Bett geschickt, erhielten aber Befehl, sich nicht auszukleiden und sich auf den ersten Ruf der Frau Schaller in die etwas beiseit liegende Brauerei zu begeben, wo sie bei der Annäherung der Feinde eingeschlossen werden sollten.

Die junge Frau des Caplans und die Töchter des Propstes kamen, sie dünkten sich auf dem Schloß sicherer, als im Ort, Herr von Pletz ließ die Erschrockenen, nachdem er sie durch ernstes Zureden etwas beruhigt hatte, zu seiner Gemahlin führen.

Jetzt erhielt der Edelmann Botschaft von dem patriotischen Pastor von Hohentremmen: es hatte ein Engagement zwischen Preußen und Franzosen stattgefunden, die Preußen hatten sich tapfer ihren Rückzug

erkämpft, sie hatten die Feinde geworfen, und diese hatten sich auf die Marzmühle zurückgezogen, wo sie ziemlich stark standen, aber in der Nacht nicht wagten, weiter etwas zu unternehmen. Das Gefecht hatte sich bis ins Dorf hineingezogen und zwei Scheunen waren dabei in Brand gerathen. Der Pastor ließ anzeigen, daß er die Preußen von sichern Leuten durch das Luch habe führen lassen, daß diese Königlichen Truppen also vor einer feindlichen Verfolgung von der Marzmühle aus gesichert wären.

Herr von Pleß sendete jetzt Leute aus, die sich von verschiedenen Seiten der Marzmühle nähern sollten, um wo möglich zu erfahren, was für Truppen dort stünden.

Langsam und bleischwer schlichen die bangen Stunden dahin, der Edelmann gönnte sich keinen Augenblick Ruhe; gegen Morgen, als er sich überzeugt hatte, daß seine Gemahlin schlief, und daß die Leute, welche im Hof die Wache hielten, munter, unternahm er, von zwei armen Teufeln begleitet, eine Inspecirung und ging durch seinen Flecken. Hier herrschte tiefe Ruhe, nur beim Spritzenhause stand eine Wache und

in der Probstei waren die Geistlichen, der Schulze und ein paar Andere wach

Der Wind hatte sich gelegt und es begann leise aber eifig kalt zu regnen.

Herr von Pleß stand mit seinen Adjutanten etwa hundert Schritt vor Bessin auf dem Wege nach Hohenkremmen, auf dem Thurme schlug es vier Uhr, als sich ein leichtes Geräusch von Hohenkremmen her hören ließ.

„Es kommt ein Wagen, gnädiger Herr!“ meldete Hippolyte, „ein Zweispänner!“

Der Edelmann stieg von dem hohen Seitenrande des Weges hinunter in die Straße und fragte, als der Wagen herankam: „Wer da?“

„Guten Morgen, gnädiger Herr!“ entgegnete der Wagenführer, „ich erkenne sie an der Stimme, Gott sei Dank, daß ich wieder da bin!“

„Seid ihr's, Vater Nolte,“ rief der Gutsherr, hastig an den Wagen tretend, „wo kommt ihr her?“

„Von Prenzlau,“ entgegnete der Mann, ein reicher Müller aus der Gegend und bekannter Patriot, indem er vom Wagen sprang, „ich bin gestern früh von Prenzlau weg und den ganzen Tag und die ganze

Nacht gefahren, kreuz und quer, um meine Pferde vor den Franzosen zu sichern. Ich habe schreckliche Geschichten erlebt, gnädiger Herr, noch vorgestern hat der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau capitulirt!“

„Also auch er, ein Herr von so hohen Gaben!“ rief der Edelmann im tiefsten Schmerz, „Hippolyte, nehm die Pferde beim Kopf, führt sie langsam; erzähl mir, Nolte, was ihr gesehen habt!“

Der Müller berichtete nun seinem Begleiter, daß er am 27. October bei seinem Schwager in Prenzlau gewesen und von dem Boden eines Hauses am Templiner Thore, von wo er die ganze Gegend habe übersehen können, die ganze Affaire beobachtet habe.

„Wir sahen die preussischen Infanterie-Colonnen,“ erzählte der Müller, „sich langsam gegen die Stadt fortbewegen; kaum hatten sie die Vorstadt erreicht, so zog sich ein Trupp rechts aus der Colonne heraus und setzte sich außerhalb der Häuser rechts und links an der Straße nach Templin; das war, wie ich nachher erfuhr, das Grenadier-Bataillon Graf Dohna. Währenddem marschirte das Corps durch die Stadt nach den jenseitigen Hügeln, nur einige Cavallerie blieb diesseits der Stadt bei dem Grenadier-Bataillon,

auf welches unsere ganze Aufmerksamkeit gerichtet war. Mit inniger Freude bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, es waren wohl noch die alten Preussen! Wir sahen die Franzosen in der Entfernung zwei Batterien auffahren, während sich in der Ebene eine Masse Cavallerie sammelte; ich meine, es müssen fünf Regimente oder noch mehr gewesen sein. Das feindliche Feuer begann gleich sehr heftig, aber das Grenadier-Bataillon stand so ruhig und gelassen im Feuer, daß mir das preussische Herz im Leibe lachte, und die beiden Feldstücke, die das Bataillon bei sich führte, schossen so gut, daß drei feindliche Geschütze zerschmettert wurden. Anfangs verlor das Bataillon wenig Leute, die feindlichen Geschütze aber rückten immer näher, Kugel auf Kugel schlug mörderisch ein, ich sah den Commandeur fallen, gleich darauf aber war er wieder auf den Beinen, eine Kanonenkugel hatte seinem Pferde die Hinterbeine weggerissen. Wie eine Mauer standen die Grenadiere und zogen sich endlich langsam, mit voller Ruhe nach der Stadt, wahrscheinlich hatten sie Befehl zum Rückzuge erhalten. Nur ein kleiner Trupp blieb rechts von der Straße an einer Mühle stehen und setzte, unterstützt von einer

kleinen Schaar von Reiterei, den Kampf fort. Dreimal versuchten diese braven Cavalleristen den Feind anzugreifen, aber vergeblich, man sah, daß die halbverhungerten, maroden Pferde den Dienst versagten. Die Grenadiere schlugen sich noch eine halbe Stunde fast gegen die feindliche Cavallerie, dann fiel der Capitain, und gleich darauf war die kleine muthige Schaar zersprengt, niedergehauen und gefangen; gnädiger Herr, ich habe geweint wie ein Kind bei dem Anblick. Gestern früh habe ich den tapfern Officier gesehen, es ist der Capitain von Taubenheim vom Grenadier-Bataillon Graf Dohna, er liegt beim Stadtchirurgus Herrn Albrecht in Prenzlau, von vier Hieb- und einer Stichwunde gefährlich blessirt; ich glaube nicht, daß der wackere Mann mit dem Leben davon kommt. Gleich nachdem das geschehen, kam preußische Infanterie auf dem Wege von Schönermark her, man sagte mir, es sei die Arriere-Garde des Fürst-Hohenlohschen Corps; sie beeilte sich, die Stadt zu erreichen, aber die ganze französische Cavallerie warf sich über sie her und richtete ein furchtbares Blutbad an. Unterdessen hatte der übrige Theil des Grenadier-Bataillons die Stadt erreicht, die Verfolgung war

aber so heftig, daß einige französische Cavalleristen mit einbrangen, die dann sogleich niedergemacht wurden, während der Major, Graf Dohna, mit eigener Hand die Thorflügel zuschlug. Trotz alle dem Jammer war's eine Freude, diesen Officier zu sehen, ruhig und gelassen gab er seine Befehle, ließ das Thor verrammeln, seine Kanonen dahinter aufpflanzen und seine Mannschaften sich rechts von der Straße mit dem Rücken gegen die Häuser aufstellen. In dichter Masse rückte die feindliche Cavallerie nun an's Thor, sie verlangte die augenblickliche Oeffnung unter furchtbaren Drohungen, Graf Dohna erklärte ihnen, daß zwei mit Kartätschen geladene Kanonen dahinter stünden. Plötzlich kam ein Adjutant des Fürsten von Hohenlohe an's Thor und holte einen französischen Officier ab, mit dem er durch die Stadt zu dem Fürsten ritt. Ich begriff das nicht gleich, aber mir ahnete, daß das nichts Gutes bedeuten könne. Nun verließ ich voller Sorge den Boden und lief nach dem Wirthshause, wo ich meine Pferde gelassen, ich schirrte Hals über Kopf an, aber es war zu spät, die Franzosen waren schon in der Stadt. Rasch zog ich meine Pferde in einen versteckten Ziegenstall und ging in die Wirths-

stube, da war ein Beamter des Grafen Arnim, der mir erzählte, daß schon am 26. das Grenadier-Bataillon Graf Dohna ein sehr tapferes Gefecht in Bohnenburg bestanden und daß ein Herr von Arnim, ein Verwandter des Grafen, mit den Schützen des Bataillons die Schloßbrücke tapfer vertheidigt hätte. Das war in Prenzlau eine furchtbare Nacht, gnädiger Herr, überall lagen Verwundete und Todte und dazu die Capitulation! Es war als wenn Alles verzaubert wäre! Und doch hatten sich unsere Landsleute, trotz Hunger und Ermüdung, wie die Löwen geschlagen; sie erzählten von einem Fahnenjunker von Petersdorff vom Infanterie-Regiment Sr. Majestät des Königs, der sich den Degen in der Rechten, die Fahne in der Linken wüthend gegen die Feinde gewehrt habe; sein Capitain, der schon blessirt war, deckte ihm den Rücken, grimmig drängten sich die Feinde um die Fahne, man bot ihm Pardon, er antwortete: je ne rends pas mon drapeau! und stieß mit der Fahnenstange einen Chasseur vom Pferde. Ein Franzose soll gerufen haben: parbleu! c'est le second prince de Saalkfeld! Endlich, als der Junker sah, daß er der Uebermacht erliegen müsse, warf er die Fahne rückwärts über eine

hohe Gartenmauer, gleich darauf erhielt er einen Hieb über den Kopf und sank zusammen. Der tapfere Junker ist aber nicht todt, Bürger von Prenzlau, die Alles mit angesehen, haben ihn aufgehoben, mir hat's einer versichert, der selbst dabei gewesen. Die Franzosen haben den ganzen Garten ausgesucht nach der Fahne, aber sie nicht gefunden. Ach, gnädiger Herr, mit solchen Leuten hat der Fürst von Hohenlohe capitulirt, was soll aus dem Könige werden?"

„Verzagt nicht, Vater Rolte,“ redete der Edelmann zu, „es ist schwere Zeit, aber ihr habt ja selbst gesehen, daß es trotz allen Unglücks doch immer noch die alten Preußen sind, die Nachkommen sind noch immer der Väter werth. Wie findet ihr die Leute im Lande?“

„Gut, durchaus gut, gnädiger Herr,“ entgegnete der alte Müller, „sie fürchteten sich wohl vor den Feinden, aber doch nicht zu arg, und überall waren sie willig, den Patrioten zu helfen und den Soldaten des Königs die Wege zu weisen und sie zu unterstützen. In Hohenkremmen sagte mir der Herr Pastor, es stünden feindliche Truppen auf der Marymühle, sie müssen aber ganz in der Stille weiter zurückgegangen



fein, denn bei der Marzmühle ist Alles still. In Holbau sagten sie, ein französischer General habe seit gestern Nachmittag sein Quartier auf dem hohen Sattel!“

„Es wird jetzt auch an uns kommen, Vater Nolte!“ meinte Herr von Pleß stehen bleibend.

„Nun wir können auch nicht verlangen, daß es uns besser geht als anderen ehrlichen Leuten,“ entgegnete der Müller, „aber ich denke immer, viel werden wir nicht auszustehen haben, denn der Feind wird sich zwischen unsern Brückern und Luchen eben nicht sehr geheuer fühlen!“

Das Fuhrwerk des Müllers hielt vor dem Schloß.

„Wollt ihr nicht ein wenig frühstücken, Vater Nolte,“ lud der Gutsherr ein, „den Pferden etwas geben?“

„Ich danke, gnädiger Herr,“ lehnte der Müller ab, „habe beim Pastor in Hohentremmen Heu und Brod vorgelegt, und sie wissen, daß es mich drängt, wieder in meine Mühle zu kommen.“

„Kann's mir wohl denken, Vater Nolte,“ sagte der Edelmann die Hand des Müllers drückend, der

wieder auf seinen Wagen stieg, „ihr laßt mich doch Alles wissen, was vorfällt?“

„Der gnädige Herr kann sich auf mich verlassen, Gott schütze sie und ihr ganzes Haus! fort!“

„Behüt euch Gott, Nolte!“

Der Wagen rollte langsam in die Seitenstraße ein, die in einiger Entfernung am See hin führte. Es war ringsum tiefe Stille, lange lauschte der Gutsherr dem Geräusch des leichten Wagens, das noch aus weiter Ferne zu seinem Ohr drang. Tief seufzend betrat er endlich wieder seinen Hof, er hatte eine Ahnung, daß das die Stille sei, die dem Sturme vorhergeht, darum gönnte er sich auch jetzt noch keine Ruhe, er überzeugte sich, daß sein Weib und seine Kinder fest schliefen, dann trank er ein Glas Wein, stopfte sich eine Pfeife und ging rauchend auf und ab vor dem großen Hofthor.

### Drittes Capitel.

#### Der Feind in Bessin.

---

Endlich war es Tag geworden, in einem fahlen Lichte standen die Gebäude und die fast blätterlosen Bäume auf dem Vorhofe, die Menschengesichter waren bleich und die Augen blickten verdrießlich, denn wenn auch eine bange Nacht vorüber war, so folgte ihr ein Morgen, ein Tag, der nicht weniger bange war.

Im Flecken ließ der Propst die Glocken läuten, er hielt eine Morgenbetstunde mit seiner Gemeinde; der Gutsherr ging hinauf, um mit seiner Familie zu beten vor dem Frühstück. Nach der Sitte des Hauses las Frau von Pleß einen Abschnitt aus der Bibel; laut und mit kräftiger Stimme las die edle Frau, wie ihre Gewohnheit war, und was sie las, das war die Er-

rettung der Kinder Israhel und der Untergang der verfolgenden Aegypter im rothen Meer; als sie aber schloß: „daß das Wasser wiederkam und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharaos, die ihnen nachgefolget waren in's Meer, daß nicht Einer aus ihnen überblieb. Aber die Kinder Israhel gingen trocken mitten durch's Meer; und das Wasser war ihnen für Mauern, zur Rechten und zur Linken. Also half der Herr Israhel an dem Tage von der Aegypter Hand. Und sie sahen die Aegypter todt am Ufer des Meeres, und die große Hand, die der Herr an den Aegyptern erzeigt hatte,“ — da merkten selbst ihre kleinen Knaben, daß eine große Freude und Erhebung über ihre Mutter gekommen sei, und als der Vater aufstand und ein lautes: Amen! sprach, da wunderten sich die Kinder, daß die Augen ihrer Eltern leuchteten, als sie sich über die Bibel hin die Hände reichten, — sie wunderten sich, aber der Augenblick war ihnen so feierlich und bedeutungsvoll zugleich, daß sie noch jetzt als reife Männer nie ohne tiefe Rührung an jenen Morgen denken können.

„Der Feind! der Feind!“ keuchte ein Bursche, in's Zimmer stürzend.

„Wo, wo?“ fragte der Edelmann, seine Mütze aufsetzend, indem er den Burschen bei der Hand faßte und mit ihm hinaus ging.

Auf der Treppe kam ihm ein zweiter Bote entgegen, im Hofe ein dritter, Jeder meldete eine andere Richtung, aus welcher der Feind heranziehe; einen Augenblick überlegte Herr von Plez, dann begriff er, daß Bessin zum Rendezvous für verschiedene feindliche Truppenabtheilungen bestimmt sein mußte. Offenbar fehlte es dem Feinde an den nöthigen Terrainkenntnissen, denn der abgelegene Flecken, fern von jeder größern Straße, zwischen Brüchern, Buchen und Seen versteckt, war wenig zu einem Sammelpunkt geeignet, wenn nicht ganz besondere Zwecke etwa verfolgt wurden.

Fünf Minuten später rollte von der Mergmühle her ein mit sechs Pferden bespannter Leiterwagen in die Straße ein, die durch den Flecken nach dem Schloß führte, sechs bis acht französische Soldaten saßen darauf. Sie stiegen vor der Propstei, einem alten stattlichen Hause, sie mochten es für die Mairie halten, von ihrem Wagen und gaben sich als Quartiermacher des Obersten Pelet zu erkennen; der Amtmann und

der Propst, von den armen Teufels unterstützt, verständigten sich ziemlich gut mit den alten Soldaten, die, nachdem sie mit einem handfesten Frühstück bewirthet worden waren, sich ziemlich artig benahmen. Das wurde Herrn von Plez auf's Schloß gemeldet in demselben Augenblick fast, als sich die Scene vollkommen änderte.

Plötzlich erschien, Niemand wußte, woher er gekommen, Angesichts der Propstei ein Chasseur, schaute sich vorsichtig um nach allen Seiten, indem er sein Pferd einen Augenblick anhielt, dann feuerte er seine Flinte auf die Leute ab, welche vor der Propstei standen, glücklicher Weise ohne Einen zu treffen, warf sein Pferd herum und jagte davon. Die französischen Quartiermacher wollten oder konnten keine Auskunft über diese bedenkliche Erscheinung zu Pferde geben, hatten auch keine Zeit dazu, denn in diesem Augenblicke wälzte sich unter Trommelschlag und Pfeifenklang eine dichte Masse von Fußvölkern in den Ort, die sich auch sofort rechts und links in die Häuser warfen und zu plündern begannen.

Die Quartiermacher erklärten, daß diese Infanterie nicht zu dem Regiment des Obersten Pelet

gehöre, die in einer halben Stunde frühestens ein-  
 treffen könne, sie blieben ruhig bei der Flasche sitzen,  
 obwohl sie der Propst auffordern ließ, etwas für die  
 Ordnung zu thun. Sie zuckten die Achseln und deuteten  
 auf die Menge, nur die Propstei versprachen  
 sie zu schützen. Unterdessen quoll ein Strom von  
 Infanterie nach dem andern in den engen Flecken, aus  
 vielen Häusern vernahm man den Hilferuf der miß-  
 handelten Leute, denn es war ganz unmöglich, Hülfe  
 zu bringen, weil sich Colonne auf Colonne drängte.  
 Die Scenen wurden von Minute zu Minute immer  
 wilder, die französischen Offiziere thaten nichts, gar  
 nichts, dem Plündern ihrer Leute zu wehren, sie sahen  
 ruhig zu, wie die schändlichsten Dinge an den Frauen  
 und Mädchen verübt wurden, denen es nicht gelungen  
 war, sich zu verbergen, ja, der Capitain einer Vol-  
 tigeur-Compagnie brach selbst den Schreibtisch des  
 Caplans auf und nahm sich ein Messer und einen  
 silbernen Bleistifthalter zum Andenken mit. Ein an-  
 derer Officier verlangte die Oeffnung der Kirche und  
 schickte sich eben an, die Thüren zu erbrechen, als  
 Trompetengeschmetter erklang und gleich darauf ein  
 heftiges Gewehrfeuer begann. Jetzt wirbelten auch

die Trommeln, die ganze Masse gerieth in eine rück-  
 gängige Bewegung, die Plünderer sprangen aus den  
 Häusern in Reihe und Glied. Ein höherer Officier,  
 der jetzt erst zu Pferde erschien, gab seine Commandos,  
 und in höchster Eile marschirten die einzelnen Co-  
 lonnen ab, der Oberst hielt mit zwei anderen Offi-  
 cieren dicht am Wege und ließ sie an sich vorüber  
 defiliren. Unterdessen hatte das Schießen fortgedauert,  
 es entfernte sich aber langsam.

Herr von Pleß hatte die Absicht gehabt, den be-  
 drängten Leuten zu Hülfe zu kommen, aber er hatte  
 keine Möglichkeit dazu gesehen; auch begaben sich die  
 Dinge mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß der  
 ganze Aufenthalt dieser unregelmäßigen Infanterie  
 kaum eine Stunde gedauert hatte, doch war dies lange  
 genug gewesen, um großen Schaden anzurichten.

Als die letzte Kotte den Hohlweg hinter Bessin  
 passirt hatte, jagte der französische Oberst seinen Leu-  
 ten nach, und bis auf die Quartiermacher in der  
 Propstei war der Ort wieder frei vom Feinde, jedoch  
 auf Minuten nur, denn alsbald trabten Chasseurs  
 durch, ohne sich aufzuhalten, ihnen folgte ein Bataillon,  
 das ebenfalls nicht Halt machte, sondern nur im Durch-

marschiren hier und dort einen Trunk verlangte. Noch drei Bataillons kriegsgeübte Truppen, das sah man ihnen an, marschirten in kurzen Pausen durch den Ort, dann aber erschien ein Oberst, von Adjutanten, Ordonnanzen und einer Eskorte vom achten Dragoner-Regiment begleitet.

Er hielt vor der Thür der Propstei auf einem hochbeinigen braunen Engländer, versprach den Geistlichen mit einem etwas hochmüthigen Lächeln Schutz für ihre Kirche, ertheilte auch sofort Befehle, daß Zucht und Ordnung gehalten würden, und unterhielt sich mit Hülfe der armen Teufels ganz leutselig mit den Leuten. Der große schöne Reitersmann mit dem starken Schwarzbart und den funkelnden Augen imponirte den guten Leuten gewaltig.

Unterdessen war ein Officier, begleitet von mehreren Quartiermeistern und Ordonnanzreitern, auf dem Hofe erschienen und hatte dort erklärt, daß der Obrist Pelet, Commandeur einer Brigade, sein Quartier auf dem Schlosse nehmen werde.

„Sagen sie ihrem Herrn Obristen,“ entgegnete Herr von Pleß dem jungen Officier, „daß er mir so

willkommen sein soll in meinem Hause, als es unter diesen Umständen möglich ist.“

„Es ist meinem Obristen ziemlich gleichgültig, ob er ihnen willkommen ist oder nicht,“ rief der Chasseur-Officier wegwerfend und in deutscher Sprache, „wir sind den Herren Preußen nicht willkommen, ah! jetzt sind wir die Herren in diesem Lande, und sie haben sich lediglich nach meinen Befehlen zu richten!“

Der märkische Edelmann erwiderte kein Wort auf diese brutale Frechheit, er lächelte mitleidig, das war die Rettung des Deutsch-Franzosen, denn es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, und seine Leute hätten den Frechen vom Pferde gerissen und ihn erschlagen.

Laut lachend ritt der Lieutenant durch's Thor, um seinem Obristen Meldung zu machen.

„Laßt euch das als Beispiel dienen,“ wendete sich Herr von Pleß zu seinen Leuten, „das war die erste Unbill, die wir zu leiden hatten von dem Uebermuth des siegreichen Feindes, es werden deren mehrere kommen, viele, unerträglich viele, aber unsere Zeit wird auch kommen, denn Preußen bleibt fest!“

„Und der König oben!“ antworteten die Leute ihrem Herrn halblaut, aber entschlossen.

Darauf ging der tapfere Sohn des Landes hinauf in sein Zimmer, die Leute zerstreuten sich, nur ein alter Knecht blieb zurück, der den Befehl hatte, es zu melden, wenn der Obrist angekommen sei.

Er hatte nicht lange zu warten, denn beinahe unmittelbar nach dem Weggange des Hausherrn trabte der Obrist mit seiner Suite in den Hof.

„Wo ist der Eigenthümer?“ schnaubte der junge übermüthige Chasseur-Officier den Knecht an, der ihn gar nicht verstand, obwohl die Frage in deutscher Sprache gethan wurde.

Der Eigenthümer, das war ein Titel, den man noch nie einem märkischen Edelmann gegeben, der sich aber besonders seltsam in diesem Moment ausnahm, wo fremde Herren ohne Umstände über das Eigenthum Aller verfügten.

Der ehrliche Knecht antwortete nichts und ließ den Strom französischer und deutscher Flüche, die der Chasseur über ihn ergoß, ruhig über sich ergehen, dann ging er langsam, dem gnädigen Herrn die Ankunft der fremden ungebetenen Gäste zu melden, wäh-

rend die armen Teufels, durch die Hufschläge herbeigerufen, aus der Brunnenstube kamen und die Ordonnanzen mit den Pferden in den Nebenhof, wo die Ställe waren, führten.

Obrist Pelet schwang sich langsam aus dem Sattel, klopfte schmeichelnd den schön gebogenen Hals seines Braunen, ehe er das Pferd dem Reitknecht übergab, dann wendete er sich um und betrachtete das alterthümliche Steinportal der Halle, dessen schöne Verhältnisse und kunstreiche Verzierungen ihm sichtlich sehr wohlgefielen. Auch das Wappen, zwei silberne Fische auf blauem Grunde zeigend, fesselte seine Aufmerksamkeit, es war nicht, wie sonst wohl gewöhnlich, oben in oder über dem Thürbogen angebracht, sondern in Mannshöhe am rechten Pfeiler, und bildete gewissermaßen den Schluß einer Inschrift, welche auf einem halbgerollten Bande in gleicher Höhe auf dem linken Pfeiler anfang und über den Thürbogen hinweg bis zu dem Wappen hinabließ. Obgleich nun diese Inschrift in sehr steifen, eckigen, mittelalterlichen Buchstaben geschrieben war, so las der Obrist doch sehr geläufig: „In nomine Dei Patris, Filii et Spiritus sancti. Non omnis caro eadem caro est: sed

alia est hominum caro, alia pecudum, alia volucrum, alia piscium.“\*) Der feindliche Officier las das wiederholt halblaut, sinnend suchte er die Beziehung zu ergründen, die offenbar zwischen den Fischen im Spruch und den Fischen im Wappen bestand, aber er konnte sie nicht finden, denn er wußte nicht, daß er einen Bibelspruch las.

Auch hatte er keine Zeit, sich weiter mit dem Latein der Vulgata zu beschäftigen, denn der Hausherr trat ihm aus der Halle entgegen und lud ihn ein, ihm zu folgen.

Der feindliche Officier warf einen forschenden Blick auf den märkischen Edelmann, der seine Einladung eiskalt, aber vollkommen höflich stellte und sie auch an die andern Officiere richtete.

„Die Gastfreundlichkeit dieses edlen Hauses wird auf eine harte Probe gestellt, mein Herr,“ wendete sich der Obrist sehr artig zu dem Edelmann, „es ist hart, den Feinden seines Souverains die Honneurs im eigenen Hause machen zu müssen; ich werde das

\*) 1. Cor. 15, 39. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist das der Menschen, ein anderes das des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel.

Meinige thun, ihnen diese Last, welche das wechselnde Kriegsglück auflegt, zu erleichtern.“

„Unglück und Kriegslast sind zu ertragen, Herr Obrist,“ entgegnete der Hausherr, „wenn der Sieger die Kriegslast nicht erschwert durch Uebermuth, das Unglück nicht durch Hohn vergiftet und so, wie sie, des Wechsels im Glück eingedenk ist. Sie sind in meinem Hause willkommen, meine Gemahlin erwartet sie zum Frühstück!“

Sie stiegen zusammen die Treppe hinauf.

„Ich bitte, empfehlen sie mich Madame, bis ich selbst die Ehre habe!“ sprach der Obrist, indem er die Verbeugung des Hausherrn erwiderte und dann in das Zimmer trat, dessen Thür der Amtmann geöffnet hielt. Die beiden Officiere, die dem Obristen gefolgt waren, wurden in ein Gemach daneben geführt, welches sie mit Allem ausgestattet fanden, was ein Soldat nach dem Marsch bedürfen kann.

Der Obrist stand an dem einzigen hohen Fenster seines Gemaches, er blickte hinüber in den kleinen Ort, wo seine Dragoner einquartiert wurden, er sah die Posten aussetzen und überzeugte sich, daß Alles in Ordnung war. Damit war dem Soldaten Genüge

gesehen, die Landschaft, die durch ihren Reichthum an Wasser und Wald gar nicht reizlos war, fesselte ihn nicht lange, er wendete sich um nach dem Innern des Gemachs, wo sein Kammerdiener Koffer und Mantelsäcke öffnete und die Vorbereitungen zur Toilette seines Herrn traf.

Man hatte dem feindlichen Officier eines der besten Gemächer im Schloß eingeräumt, es war mit Ledertapeten ausgeschlagen, auf denen in Gold gepreßt verschiedene Bilder zu sehen waren; auf der einen Wand das Urtheil des Salomo in dem Streit der beiden Mütter um das Kind, gegenüber David, der dem Saul den Zipfel des Gewandes abschneidet, an der dritten Wand eine andere Scene, die man aber nicht zu erkennen vermochte, weil das Hauptbild gerade durch den Thüreinschnitt in Wegfall gekommen war, vielleicht war es der Absalon, der rechts vom Fenster an einem Tannenbaume hing, oder auch der zornige Saul, der links seinen Speer schleuberte. Diese kostbare Tapete war niederländische Arbeit, ein Pletz von Bessin, der nachgehends an der Seite des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm I.,

in der Schlacht bei Malplaquet gefallen, hatte sie zum Geschenk gesendet an den Majorats Herrn in Bessin.

Fast mitten im Gemach stand ein großes Bett mit hohem Himmel, über dem ein riesiger Federbusch schwankte, die Vorhänge waren von starrer gelber Seide mit stark vergoldeten Schnüren und Quasten. Auch die Polster der Stühle mit dem niedrigen runden Rückenstück waren von gelber Seide, die freilich etwas verbleicht war, obwohl sie für gewöhnlich durch Kappen geschützt wurde.

In diesem Prunkgemach war es behaglich warm, denn ein großer Ofen stand zur Seite des Bettes in der Wand, er wurde aber in dem kleinen Nebengemach geheizt, das man dem Kammerdiener angewiesen hatte, dieses stand auch durch eine kleine schmale Thür, hinter dem Ofen in die Tapete eingefügt, mit diesem Zimmer in Verbindung.

Der Obrist beachtete das Alles aufmerksam, er rieb sich die Hände, denn er fand es behaglich, doppelt behaglich, da er seit fast drei Wochen kein ordentliches Quartier gehabt hatte und kaum aus dem Sattel gekommen war. Ueberdem heimelte ihn das alte Haus an, es erinnerte ihn an sein Vaterhaus,



das die Republikaner verbrannt hatten, denn Obrist Pelet war ein Edelmann von gutem Hause aus der Picardie; einst Emigrant und immer Gegner der Revolution, hatte er doch nicht vermocht, dem Soldatenzauber, dem Glanz des Kriegsrühmes zu widerstehen, mit dem Napoleon so viele tapfere Edelleute zu seiner Fahne gelockt und an sich gefesselt hat. Pelet hatte eine schnelle Carriere gemacht, er hatte als Lieutenant den Zug nach Aegypten angetreten, bei Austerlitz hatte er sich ein Regiment erstritten, jetzt führte er eine Brigade und konnte sicher darauf rechnen, in der nächsten Zeit schon zum Generale befördert zu werden.

Mit großer Behaglichkeit machte er seine Toilette und ließ sich von seinem Kammerdiener ankleiden, der ihn mit der Geläufigkeit eines ächten Pariser von Allem in Kenntniß setzte, was er schon im Hause erkundet hatte.

„Es ist ein vornehmes Haus das,“ plauderte der Pariser, „ein wenig schwerfällig, wie diese Deutschen sind, aber alles reichlich und anständig, vor hundertfünfzig Jahren sind die Schweden hier gewesen, seitdem kein Feind.“

„Und woher wissen sie das Alles,“ fragte der Obrist lächelnd, „sprechen sie deutsch?“

„Oh nein!“ erwiderte der Pariser ablehnend, „wie können der Herr Obrist das glauben?“ der Kerl that, als sei es eine Beleidigung, daß man ihm die Kenntniß einer so barbarischen Sprache zutraue, „aber ich habe hier Landsleute gefunden, Franzosen, Herr Obrist, Nachkommen von Hugenotten, welche Louis le Grand einst aus Frankreich vertrieben hat, weil sie nicht in die Messe gehen wollten. Die armen Menschen haben sich zwar grausam vernachlässigt unter den Barbaren hier, aber man kann sich doch noch verständlich mit ihnen machen; es sind Gärtner, sie haben den Salat nach Deutschland verpflanzt und Obst und Gemüse, was man Alles vorher hier nicht gekannt hat; sie rühmen den Eigenthümer sehr und noch mehr dessen Gemahlin, die ein Engel von Schönheit sein soll.“

Der Obrist wäre kein Franzose gewesen, wenn ihn diese letzte Kunde nicht ganz besonders interessirt hätte, er sagte zwar nichts, aber der Kammerdiener nickte bedeutungsvoll, als der Obrist ein Chagrinkästchen nahm, es öffnete und sich mit dem Abzeichen

eines Commandeurs der Ehrenlegion, so wie mit den Kreuzen der Militair-Orden von Bayern und Württemberg schmückte. Das geschah nur, weil die Schloßfrau schön sein sollte.

Das Rasseln von Säbeln auf dem Estrich des Borsaaales, das Klirren von Sporen zeigte dem Obristen an, daß sich seine Officiere versammelten, um ihn zum Dejeuner abzuholen, er steckte den Degen an und setzte den Federhut auf. Ein Lächeln überflog sein ernstes Gesicht, als er hinaustrat und die fünf Officiere alle nach Kräften gepuzt sah; er war überzeugt, daß auch sie bereits von der Schönheit der Schloßfrau gehört hatten.

„Wie sind sie mit ihrem Quartier zufrieden?“ fragte er, nachdem er ihren Gruß militairisch erwidert hatte.

Alle sprachen sich sehr zufrieden aus über das Quartier in diesem verzauberten Schloß, wie sie das gute alte Haus Bessin nannten, nur der junge Chasseur spottete über die altfränkische Pracht.

„Man weiß schon, daß sie in Preußen nichts nach ihrem Geschmack finden,“ entgegnete der Obrist scherzend, „sie lieben die Preußen nun einmal nicht,

die armen Preußen werden sich über dieses Unglück trösten müssen.“

Einer der armen Teufels, der die blaue mit Silber besetzte Livree des Hauses angezogen hatte, die für gewöhnlich gar nicht getragen wurde, führte die französischen Herren über eine kleine Treppe durch mehrere enge Gänge und endlich auch durch einige sehr einfach ausgestattete Zimmer zu dem kleinen Saal, in welchem das Frühstück servirt war.

Der Obrist und die Officiere überzeugten sich, daß man ihnen wirklich die Prunkzimmer des Hauses zum Quartier angewiesen hatte, was auf Alle, selbst auf den Chasseur, einen angenehmen Eindruck machte.

Der Edelmann ging seinen Gästen einige Schritte entgegen und stellte den Obristen seiner Gemahlin vor, welche ihre beiden Knaben neben sich hatte.

Die große, schöne Frau mit den sanften Augen, die, weiß und blond, böse Leute sagten: röthlich, in der schwarzen Kleidung noch weißer und klarer erschien, machte sichtlich großen Eindruck auf die feindlichen Officiere.

Sie sah wirklich wie eine Königin aus, die beiden Knaben konnten für ihre Pagen gelten, und ihre

ehemalige Gouvernante, die mit ernster und steifer Würde hinter ihr stand, für ihre Oberhofmeisterin. Der Obrist stellte der Schlossfrau seine Officiere vor, und das Entzücken derselben war nicht gering, als die schöne Frau ihre Anreden in fließendem Französisch beantwortete. Nur der Chasseur war ärgerlich, er hatte nämlich schon allerlei Pläne darauf gebaut, daß er, vermöge seiner Kenntniß der deutschen Sprache, der Einzige sein werde, der sich mit der Dame unterhalten könne.

Man nahm Platz und anfänglich war das Gespräch ziemlich einsylbig, denn die Officiere aßen und tranken mit gutem Appetit, sie fanden die einfache Speise trefflich bereitet und den Wein sehr gut.

„Wissen sie, mein Herr,“ wendete sich endlich der Obrist, der zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause saß, an den Ersteren, „daß ich heute, gleich beim ersten Tritt in ihr Haus, eine heimathliche Erinnerung gefunden habe?“

Herr von Pletz sah den Obristen fragend an.

„Ist es das Wappen ihrer Familie, was unten an dem Pfeiler des Portals zu sehen?“ fragte der Obrist.

„So ist es, Herr Obrist,“ entgegnete der märkische Edelmann, „die silbernen, goldenbewehrten Fische in blauem Felde sind das Wappen der Pletzen von Bessin.“

„Nun, mein Herr,“ rief der Obrist mit einer gewissen Bewegung, „zwei silberne, goldbewehrte Fische in blauem Felde sind auch mein Wappen, das Wappen der Pelet de la Truiterie!“

„Wie sagen sie?“ rief der Edelmann erstaunt, „sie sind ein Baron de la Truiterie?“

„Nach unsern alten Gewohnheiten vor der Revolution hätte ich wohl kein Recht, mich einen Baron de la Truiterie zu nennen, ich bin ein Cadet, mein Herr! mein ältester Bruder ist der Baron de la Truiterie, mich nannte man den Chevalier, und meine Familie nennt mich noch so, obwohl ich jetzt Baron des Kaiserreichs bin.“

Der Obrist deutete mit leichter Handbewegung auf den Crachat der Ehrenlegion, dessen Besitz ihn zum Baron des Kaiserreichs machte.

„Das ist doch sehr eigenthümlich!“ meinte der Edelmann, und zwar mit einem Anflug von Verlegen-

heit, von Unsicherheit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag.

Der Obrist bemerkte das wohl, aber mit großer Gewandtheit richtete er das Wort an die Frau vom Hause und bemerkte, die Fische in seinem Wappen seien truites, Forellen, das Wappen also ein redendes.

„Unser Wappen ist auch ein redendes,“ entgegnete die Dame lächelnd, „nur sind die Fische in unserem Schild keine vornehmen Forellen, sondern kleine Fische, wie sie hier in dem See gefangen werden, man nennt diese Fische Plegen, und wir führen denselben Namen.“

„Vielleicht ist es ihnen nicht uninteressant zu erfahren, Herr Obrist,“ nahm jetzt der Edelmann, der sich gesammelt hatte, das Wort wieder, „daß sie nicht der Erste von ihrer Familie sind, der in diesem Hause weilt. Nach der Aufhebung des Nanteseer Edicts lernte einer meiner Ahnen in Regensburg einen Baron de la Truiterie kennen, der mit einigen von seinen Leuten aus Frankreich geflüchtet war. Das gleiche Wappen hatte die Bekanntschaft vermittelt, aus der Bekanntschaft wurde eine herzliche Freundschaft. Der französische Baron kaufte sich hier bei uns an

und gründete mit den Leuten, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, eine Viertelstunde von hier eine Niederlassung, die noch heute besteht. Jener Baron lebte nicht lange hier, er starb und wurde bei meinen Ahnherren unten in der Kirche begraben. Seine Leute aber blieben im Lande, und ihre Nachkommen leben noch heute in meinem Hause, als treue Untersassen geschätzt. Ich werde dem Herrn Obristen die jenen Baron betreffenden Papiere aus dem Archiv holen lassen und auf seinem Zimmer vorlegen.“

Mit höchstem Interesse hatte der Herr Obrist diese Mittheilung vernommen, es war eine große Bewegung über ihn gekommen.

„Es ist kein Zweifel,“ rief er endlich, „Thomas Babin-court Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Navignan, Königlich-maréchal de camp, ist anno 1688 nach Holland und Deutschland geflüchtet, weil er Hugenott war; die Familie, er hatte drei Brüder, hat niemals wieder etwas von ihm vernommen, vermuthlich, weil er zu früh starb, er war der ältere Bruder meines Urgroßvaters. Ich möchte die Nachkommen der Leute sehen, ich denke, ich habe sie schon gesehen, aber ich möchte sie

sprechen, und bekomme ich heute keine Befehle, weiter vorzurücken, so besuche ich die Anlage meines Ahnherrn. Mein Gott, wie wunderbar!“

Auf einen Wink seines Vaters war der älteste Junker hinausgelaufen und holte den Hippolyt, den Ältesten der armen Teufels herein, der sich in der Livree der edlen Pleken von Bessin sehr stattlich ausnahm.

„Tretet näher, Hippolyt!“ befahl der Hausherr, „der Herr Obrist hat einige Fragen an euch zu richten.“

Der französische Märker verbeugte sich nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit und sah den Obristen aufmerksam an, der ihn scharf musterte und dann begann: „Der Herr hier sagt mir, daß ihre Väter aus Frankreich hierher gekommen sind vor hundert Jahren und drüber, wegen Verfolgung um des religiösen Bekenntnisses willen.“

„Es ist so, mein Obrist!“ antwortete Hippolyt, alle seine Kenntniß des Französischen zusammennehmend.

„Sie sprechen französisch, wie ich höre!“ fuhr der Obrist fort.

„Ein wenig nur,“ erwiderte der gute Mann bescheiden, „mein seliger Vater sprach es noch ganz

geläufig, weil er mit seinem gnädigen Herrn in Berlin gewesen längere Zeit, daher kommt es, daß ich es noch ein wenig besser kenne, als meine Vettern und Neffen.“

„Können sie mir sagen, aus welcher Provinz Frankreichs ihre Väter hierher kamen?“

Der Obrist blickte mit einiger Spannung auf den Mann, der sichtlich verlegen wurde und endlich sagte: „Ich weiß es nicht, mein Obrist, ich weiß nur, daß mein Urgroßvater, Hippolyt Bernier, die Meierei von Nivignan gehabt von den sehr erlauchten und sehr mächtigen Baronen de la Truiterie, Vidames von Pelet.“

Ein stolzes Lächeln zog über das Gesicht des Obristen; in seinem Vaterlande galten die stolzen Feudaltitel seines edlen Geschlechtes nicht mehr, er mußte in die Mark Brandenburg kommen, um noch einmal von den alten Ehren seiner Väter zu hören; er sah den Hausherrn zufrieden an, dann fragte er weiter: „Haben sie nie gehört, daß das Schloß und die Meierei von Nivignan in der Picardie liegen?“

„Oh, mein Obrist!“ rief jetzt Hippolyt, „ich verstehe, der selige gnädige Herr hat zu meinem

Vater immer gesagt: „„mon vieux Picard!““ jetzt verstehe ich!“

„Wissen sie, mein Freund, wie der Mann hieß, mit dem ihre Väter aus Frankreich hierher gewandert sind?“ forschte der Obrist weiter.

„Das kann ich dem Herrn Obristen ganz genau sagen,“ rief der französische Märker lebhaft, „denn ich bewahre das Psalmenbuch jenes Edelmannes noch, auf dessen erster Seite geschrieben steht: Thomas-Louis Timoleon de Babin-court de Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Navignan, Seigneur-Chatelain von Arnoux, Cresse und Croix-Rouffe, maréchal de camp im Dienst Sr. Allerchristlichsten Majestät. Das steht in dem Psalmenbuch, ich kann es dem Herrn Obristen zeigen!“

„Ich möchte es wohl sehen,“ sagte der Obrist und stand auf, „umarmen Sie mich, Hippolyt Bernier,“ setzte er dann mit bewegter Stimme hinzu, „ich heiße Timoleon Adolph Pelet de la Truiterie, jener Edelmann, mit dem ihre Väter hierher kamen, war der Bruder meines Urgroßvaters.“

Der Obrist umarmte den Gärtner, er hielt ihm

seine rechte Wange zum Kuß hin, Hippolyt berührte sie leise mit seinen Lippen.

Es war eine eigenthümliche Scene, die französischen Officiere begriffen sie nicht recht, der märkische Edelmann aber hatte ein Verständniß dafür; mehr oder minder bewußt war in den beiden Männern, die sich da umarmten, das patriarchalische Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig, das einst den abligen Lehnherrn mit seinen Hintersassen verbunden hatte. Ueber hundert Jahre waren verflossen, als Feind kam der Nachkomme des Lehnherrn in das Land, wo seine ehemaligen Hintersassen eine Zuflucht, eine neue Heimath gefunden, wo sie ihre französische Abstammung fast ganz vergessen hatten, und dennoch war in Beiden noch ein Rest der alten Zusammengehörigkeit; in dem alten Gärtner wachte Alles auf, was in ihm halb vergessen und schlummernd gelegen von Erinnerungen an die Vergangenheit, von den Erzählungen seines Vaters und Großvaters, er fühlte sich plötzlich als einen Vasallen des edlen Hauses der Pelet, Thränen zitterten in seinen Augen.

Der Obrist verließ jetzt den bewegten Mann und versprach, die Niederlassung am Bessiner See, die

sein Ahnherr einst begründet, zu besuchen, wenn er irgend Zeit dazu finde, jedenfalls wolle er die Nachkommen der alten Vasallen seines Hauses sehen, ehe er weiter marschire.

Durch dieses Ereigniß war eine Art von freundlicherem Vernehmen zwischen dem Obristen und dem Hausherrn hergestellt; es war nicht mehr nur der feindliche französische Officier, der bei einem märkischen Edelmann im Quartier lag, es war auch ein französischer Edelmann von guter alter Familie, dessen Ahnen mit dem Hause der Pleken von Bessin in freundlicher Verbindung gestanden und diesem Hause Dank schuldig gewesen. Das erleichterte dem Hausherrn und der Hausfrau ihre Stellung ungemein, sie durften zuweilen der feindlichen Officiere vergessen und in dem Obristen nur den Edelmann aus befreuetem französischen Hause sehen; so fand ein Entgegenkommen von beiden Seiten statt und man fühlte sich beiderseits wohl dabei.

Nach dem Frühstück zog sich die Hausfrau zurück, sie hatte fünf Eroberungen gemacht, denn die fünf französischen Officiere waren in gleichem Grade entzückt von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und

selbst der deutsch-französische Chasseur, ein Pfälzer aus Kaiserslautern, schwärmte in überschwänglichen Worten für die reizende Chatelaine, sie war das Erste, das Einzige in preußischen Landen, was er nicht tabelte.

Der Obrist empfing auf seinem Zimmer Rapporte aller Art, schickte Meldungen ab und regelte den Dienst; der Hausherr bemerkte bald, daß sein Gast ein höchst umsichtiger Truppenführer war, der nichts aus den Augen ließ. Die Truppen, die unter seinem Befehle standen, waren zwar ziemlich weit auseinander gelegt, in verschiedenen Dörfern, Mühlen und Höfen einquartiert, das aber gerade schien den Obristen zu besonderer Vorsicht zu mahnen, und sehr geschickt sorgte er dafür, daß die einzelnen Truppentheile sowohl unter sich, als auch mit dem Hauptquartier durch ausgestellte Posten und Patrouillen in steter Verbindung blieben. Der märkische Edelmann hörte, daß der Obrist zu einem Officier sagte, daß er diese Vorsichtsmaßregeln durchaus für nothwendig halte, obwohl er nicht unmittelbar am Feinde stehe, sondern noch ein fliegendes Corps leichter Truppen vor sich habe, denn das eigenthümlich coupirte Terrain mache einen Ueber-

fall sehr leicht ausführbar. Auch habe er die Truppen nur auf Befehl des Marschalls so weit auseinander gelegt, der es durchaus verlangt habe, um den Leuten einige Erholung zu gönnen.

Am Mittag ließ der Obrist, der bereits die Papiere seines Ahnherrn, welche ihm der Hausherr zugesandt hatte, flüchtig durchgesehen, den Edelmann bitten, zu einem der Gärtner zu senden, auf daß er ihn nach den Anlagen am See geleite.

Der edle Ples von Bessin schwankte einen Augenblick, dann entschloß er sich, seinen Gast selbst zu begleiten.

Es war rauhes, häßliches Wetter, eisig pfiß es herüber über den See, und fröstelnd hüllte sich der feindliche Officier in seinen langen Mantel, als er an das Ufer trat und nun ohne Schutz dem Wetter preisgegeben war. Dennoch blieb er stehen und schaute mit dem prüfenden Blicke des Soldaten um sich. Drüben auf einer Richtung der Hügelkette stand eine Bedette seiner Dragoner; den Carabiner auf den Schenkel gestemmt, unbeweglich, wie aus Eisen gegossen hielt der Reiter, und seine Umrisse huben sich scharf ab gegen den grauen Hintergrund; weiter zurück in einer

kleinen Terrainfalte, dicht am Ufer des See's, war eine gemischte Feldwacht aufgestellt; von da ab setzten noch drei oder vier Posten die Verbindung mit Bessin fort. Nachdem der Obrist das gesehen, blickte er nach der andern Seite hinüber, nach der Südspitze des See's, wo das alte Schloß auf der kleinen Insel lag. Auf dieser Seite standen keine Posten, denn von dort her konnte kein Ueberfall erwartet werden, weil Hartacker und die andern Dörfer weiter rückwärts dicht voll französischer Infanterie lagen, welche die Preußen nothwendig berühren mußten, wenn sie sich von dieser Seite aus dem Bessiner See nähern wollten.

Der scharfe Wind jagte die zerrissenen Wolkenstreifen mit schwindelnder Geschwindigkeit hin über den See und die graue Trümmerburg; wie immer flatterten Schwärme großer Dohlen schwerfällig um die alte Warte, mistöniges, weithin vernehmbares Geschrei ausstoßend.

Der Obrist streckte die Hand aus nach den Ruinen auf der Insel.

„Es ist die Stammburg meines Hauses, die Wiege meines Geschlechts,“ beantwortete der Edelmann diese stumme Frage, „meine Väter haben ihren



Namen von den kleinen Fischen in diesem See, und sie haben auch wie diese Fische mitten im See gelebt."

Die Herren wechselten nur noch wenige Worte, dem Franzosen mochte der scharfe Wind lästig sein, er schlug seinen Mantelkragen in die Höhe und wendete sich ab; dem Herrn von Pleß aber schlug das Herz gewaltig, denn er sah das Zeichen, das er mit Lehnerdt Schaller verabredet hatte, die Hacke war aufgerichtet auf der Warte in dem Ring, in welchem sonst der Flaggenstock befestigt wurde. Es war also ein preußischer Officier auf der Insel, einer oder mehrere.

Es war ihm darum sehr lieb, daß der Obrist rascher zu gehen begann und sich nicht wieder umsah nach der Ruine, die sie ganz im Rücken ließen, als sie den Weg betraten, der vom See ab nach der kleinen Colonie der armen Teufels von Bessin führte.

#### Viertes Capitel.

#### Der See und sein Erbherr.

Der Erbherr von Bessin mochte mit dem feindlichen Obristen jetzt vielleicht die Niederlassung der französischen Refugirten erreicht haben; wenigstens waren die Gestalten der beiden Männer schon hinter dem kleinen Sandhügel verschwunden, der die Niederlassung gegen die Stürme deckte, die über den See hinstrichen, als die französische Bedette, die jenseits des See's in dem Einschnitt der Hügelkette stand, plötzlich in Bewegung gerieth. Wie eine Statue starr hatten Mann und Roß bis jetzt gestanden, nun ließ der Dragoner sein Pferd zur Seite treten und hob sich, vorwärts spähend, im Sattel, plötzlich aber riß er den Cara-

biner empor, feuerte und sprengte dann, sein Roß herumwerfend, mit lautem Alarmruf den sanften Abhang hinunter und dann längs des Seeufers der Feldwacht zu. Sein Schuß, sein Ruf hatten nicht nur die Feldwacht, sondern alle Posten alarmirt; noch ehe er seine Meldung gemacht hatte, rückte die Mannschaft der Feldwacht aus. Der Wachtmeister, der diesen Posten commandirte, sendete sogleich einen Dragoner nach dem Hauptquartier rückwärts und setzte sich seinerseits auch dadurch in Verfassung, den Feind zu empfangen, daß er seine Cavallerie vorschickte nach dem schon mehrfach erwähnten Hügeleinschnitt, wo die Bedette gestanden, die den Feind entdeckt hatte.

Noch ehe aber die französischen Reiter den Weg am See hin ganz zurückgelegt hatten, erschien auf dem Hügelkamm, etwas oberhalb des Einschnitts, ein einzelner Preussischer Reiter auf einem schönen schwarzbraunen Roß; er hielt einige Augenblicke und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Stellung der französischen Posten. Der Preuße, ein Husar, schien gar nicht auf die Dragoner zu achten, die stürmisch heranzogen und bei seinem Anblick in einen wilden Ruf ausbrachen. Auch die Posten am andern Ufer, die

den einzelnen Reiter sahen, trabten unruhig hin und her, einige legten auch ihre Carabiner an, setzten sie aber gleich wieder ab, da sie selbst sofort begriffen, daß ein Schuß über die breite Fläche des See's hin eine lächerliche Pulververschwendung gewesen wäre.

Jetzt hörte man in Bessin eine einzelne Trompete schmettern, der Preussische Husar oben auf dem Hügel hielt noch immer ganz unbekümmert; hinter dem Herrenhause hervor kam nun in scharfem Trab eine Abtheilung Dragoner; mit ihr der junge Chasseur-Officier aus dem Elsaß, Obrist Pelet's Adjutant.

In dem Augenblick, wo die ersten Dragoner von der Feldwacht in den Einschnitt einbogen, zog der Preussische Reiter oben ein Pistol aus der Halfter, wendete langsam sein schönes Pferd und verschwand. Fast a tempo passirten die französischen Dragoner den Einschnitt und wurden den Blicken entzogen, vier oder fünf Schüsse aber, die dann rasch hinter einander krachten, zeigten, daß ein Engagement stattfand, und spornten das Commando, bei dem sich der Chasseur-Officier befand, zu verdoppelter Eile an.

Dasselbe hatte jetzt die Feldwacht passirt, da kam in gewaltigen Säzen ein Dragoner durch den

Einschnitt heruntergesprengt; offenbar hatte derselbe sein Roß nicht mehr in der Gewalt, das unaufhaltsam niederwärts stürmte dem See zu; dicht am Ufer warf sich der Dragoner aus dem Sattel, und mit einem weiten Satze sprang das Roß in den See, dessen Wasser klatschend über ihm zusammenschlugen. Das Thier war verwundet, denn als es wieder heraufkam, färbte sich das Wasser roth, noch zweimal kam es heftig arbeitend heraus, dann versank es unter den rothen Schaumblasen.

Der Chasseur-Officier befragte den Reiter dieses Pferdes, die Dragoner kehrten zurück; es war wirklich ein einzelner Preussischer Husaren-Officier gewesen, der die feindliche Stellung alarmirt hatte, vortrefflich beritten, hatte er sich der Verfolgung leicht entzogen, zumal da er das Terrain genau zu kennen schien. Der Dragoner erzählte: der feindliche Officier, dem er hitzig verfolgend der Nächste gewesen, habe sich plötzlich gewendet und ihm in französischer Sprache zugerufen: „Schade um dein gutes Pferd, Kamerad!“ darauf habe er geschossen und das Pferd am Hals verwundet, das dann im Schreck und Schmerz sich herumgeworfen und endlich im See den Tod gefunden.

Die Franzosen bewunderten die Ritterlichkeit des Husaren-Officiers, der sich begnügt hatte, das Pferd zu treffen, da er doch eben so gut den Mann hätte nehmen können.

Langsam ritten die französischen Soldaten nach der Feldwacht und nach dem Dorfe zurück, die Ruhe stellte sich allenthalben wieder her, und in dem Hügelschnitt hielt, als sei nichts vorgefallen, hoch zu Roß im langen Mantel die Bedette.

Den Dragonern folgend ritt auch der junge Chasseur-Officier dem Herrenhause wieder zu, als ihm Obrist Pelet in den Weg trat, der, durch die einzelnen Schüsse aufmerksam gemacht, hastig seinen Rückweg angetreten hatte und nun nicht wenig beruhigt war, als er beim Seeufer angekommen Alles wieder ruhig und in Ordnung fand.

„Ich traue dem Volke hier nicht,“ schloß der Jäger-Officier seinen Rapport an den Obristen, „die Bedette hat deutlich gesehen, daß sich der feindliche Officier mit einem Bauernburschen unterhielt, bevor er sich da oben zeigte.“

„Der Herr des Gutes spricht französisch,“ bemerkte Obrist Pelet, dem jungen Officier einen Wink

gebend, obwohl der märkische Edelmann discret einige Schritte zurückgeblieben war; „dem Volke in Feindesland traut man niemals,“ fuhr der Obrist fort, „sie müssen es ganz natürlich finden, daß die Landleute den Truppen ihres Königs jede mögliche Unterstützung zu Theil werden lassen. Ich dächte, wir hätten gestern und vorgestern darüber Erfahrungen gemacht.“

„Ich weiß nicht, mein Obrist,“ nahm der junge Officier flüsternd das Wort, indem er sich tief nieder neigte vom Sattel zum Ohr seines Chefs, der neben ihm herschritt, „ob ich ihnen gestehen darf, daß ich ganz eigenthümliche Befürchtungen hege.“

Der Obrist blieb einen Augenblick stehen und sah seinem Adjutanten scharf prüfend ins Gesicht, dann sagte er kurz: „Reden sie!“ und schritt weiter.

„Das ist's eben,“ raunte der Chasseur kopfschüttelnd, „ich habe nichts zu reden, ich habe halbe Worte, auch oft nur Mienen aufgefangen, wie kann ich ihnen halbe Worte übersetzen, wo die ganzen schon nicht zu übersetzen sind? Mir ist zu Muth, wie dem Löwen im Netze zu Muth sein mag, ich fühle mich umgarnt, umgeben von irgend etwas Drohendem. Es ist eine Verschwörung rings um uns her, und zwar

eine sehr wohl geordnete; ich habe bemerkt, daß einige Personen immer nur auf Befehle Anderer warten und dann handeln, ich habe Leute ins Schloß kommen sehen, die offenbar Nachrichten gebracht hatten und dann wieder verschwunden waren, und, entschuldigen sie, mein Obrist, unser Preussischer Schloßherr kommt mir vor wie ein interessanter Verschwörer.“

„Mein lieber Lieutenant,“ entgegnete der Obrist nachdenklich, „ihre Beobachtungen und Bemerkungen haben sicher guten Grund, ein Volksschlag wie dieser wird immer in einer Art von permanenter Verschwörung gegen die Feinde seines Königs sein, ich zweifle auch gar nicht, daß unser Schloßherr ein Häuptling dieser Art von Verschwörung ist; ich kenne das Gefühl, von dem sie sprechen, ich habe es auch, aber ich hatte es noch stärker in Aegypten, wo religiöser Eifer uns umgarnte; hier haben wir's nach meiner festen Ueberzeugung mit einem loyalen Gegner zu thun, man wird uns hier nicht heimtückisch im Schlaf meuchelmorden, aber man wird den feindlichen Truppen jeden möglichen Vorschub leisten, darum müssen wir sehr auf unserer Hut sein, und die Erscheinung des Preussischen Husaren-Officiers auf dieser Seite

zeigt mir, daß General Dugonmier nicht so aufmerksam ist, als er sein sollte. Behalten sie die Augen offen, Freund, wir sind in Feindesland, und wenn wir auch genöthigt sind, jede Feindseligkeit gegen uns nach Kriegsgebrauch zu rügen, so dürfen wir andererseits auch nicht verkennen, daß die Leute hier doch eigentlich nur ihre Pflicht thun, wenn sie die Soldaten ihres Königs unterstützen.“

Der junge Officier machte eine rasche Bewegung und wollte reden.

„Ruhig, Freund,“ hielt ihn der Obrist zurück, „sie hassen und verachten die Preußen, und ich habe ihnen schon ein paar Mal gesagt, daß sie unrecht daran thun; ich kann nicht läugnen, daß ich einen ordentlichen Respect vor diesen Leuten habe, sie sind offenbar Frankreichs geborene Gegner, überall tritt die Preußische Gegnerschaft uns in den Weg seit Louis le Grand schon, und Napoleon le Grand wird daran nichts ändern. Sie sind jetzt geschlagen, gewaltig auf's Haupt geschlagen, und wer nur durch die Preußischen Städte zieht, der mag sich auch einbilden, sie wären besiegt; ich denke aber, daß die Haltung dieser Edelleute und Bauern, dieser Postmeister

und vor allen dieser Prediger ihnen gezeigt hat, daß die geschlagenen Preußen noch keine besiegten sind. Napoleon ist ein gewaltiger Feldherr, er hat für Rossbach eine glänzende Revanche genommen auf dem Felde von Jena; ich bin überzeugt, daß Preußen früher oder später seine Revanche für Jena nehmen wird. Sehen sie, junger Freund, das deutsche Reich und Frankreich bilden einen ewigen Gegensatz in der Weltgeschichte, das deutsche Reich hat sich in seiner Vielheit nicht behaupten können gegen die Einheit Frankreichs, es ist nach fast tausendjährigem Kampf erlegen, aber jener historische Gegensatz ist so nothwendig für das Völkerleben, daß Preußen an die Stelle Deutschlands trat schon hundert Jahr früher als das deutsche Reich aufhörte: der Gegensatz muß sein, einen Feind aber, den mir Gott und die Geschichte entgegenführen, den will ich ritterlich bestreiten, aber ich vermag ihn weder zu hassen, noch zu verachten, wenn mir gerade der Sieg zugefallen. Die Massen mögen sich hassen, bei ihnen brennt die Wunde, der persönliche Verlust, das preußische Volk mag das französische hassen, es wird seine Gefühle erwidert finden; die Massen sehen den historischen Gegensatz nicht, denkende Männer aber

werden ihn herausfinden, ihre Pflicht thun, den Gegner achten und ihn bekämpfen. Da haben sie eine vollständige Lektion, mein junger Freund!“

„Ich danke ihnen, mein Obrist,“ entgegnete der Chasseur, sein Pferd zügelnd, denn der Obrist war stehen geblieben, „gewiß haben sie recht, aber verzeihen sie, ich fühle diese olympische Ruhe nicht in mir, ich fühle mich nicht als ein Werkzeug Gottes in der Weltgeschichte, ich hasse diese Preußen, ich bin ganz Masse mit meinem Haß. Ich war ein Deutscher, als mir Preußen meinen Vater erschossen, jetzt bin ich ein Franzose, und unbekümmert um den großen Gegensatz in der Weltgeschichte hasse und verfolge ich die Preußen, und ich verachte sie, weil sie sich haben schlagen lassen, jämmerlich schlagen lassen!“

„Ich lasse Jedem seine Art,“ antwortete Obrist Pelet ruhig, „sie sind ein tüchtiger Officier, ich schätze sie, darum habe ich so offen mit ihnen geredet, sie werden aber nur dann eine Zukunft als Soldat haben, wenn sie Haß und Verachtung gegen den Feind ablegen. Napoleon's Genie hat die Preußen geschlagen, es ist ungerecht, sie deshalb zu verachten; was wollen sie? wenn ein Mal das Genie auf Preußens Seite ist,

werden wir geschlagen, aber werden sie sich selbst und uns dann auch verachten? An Beispielen hoher Bra-  
vour fehlt es bei den Preußen auch in diesem für sie so unglücklichen Feldzug nicht, und — ich schlage lieber einen tapfern Feind, einen Feind, den ich achte, als einen den ich verachte.“

„Noch ein Mal, mein Obrist,“ erwiderte der Chasseur zerstreut, „ich glaube, sie haben recht, aber ich kann mich nicht erheben zu ihren Anschauungen und — und —“

Der Officier hielt plötzlich inne.

„Was haben sie?“ fragte der Obrist aufmerksam werdend.

„Es ist vielleicht eine Täuschung,“ entgegnete der Gefragte, „aber ich glaube nicht, daß ich mich irre; heute Mittag, als ich auf ihren Befehl alle Rähne auf diesem See dort zusammen bringen ließ und eine Wache dazu stellte, befand sich jener Stock, oder Stange, oder was es sonst ist, nicht auf jenem Thurme; ich möchte wetten, daß sie sich nicht dort befand. Ist die Insel bewohnt? was bedeutet der Stock? ist's ein Signal? ist uns ein Rahn entgangen?“

„Wir werden es gleich erfahren!“ entgegnete der Obrist vollkommen ruhig, indem er stehen blieb.

Der Reiter hielt ebenfalls sein Pferd an, aber er lächelte spöttisch.

Langsam kam der märkische Edelmann näher; er war zurückgeblieben aus Discretion, er mochte das Gespräch der französischen Officiere nicht hören, er konnte sich denken, daß es sich um die Marmirung handelte. Jetzt sah er wohl, daß die Herren auf ihn warteten, aber er beschleunigte seinen Schritt nicht, denn es war sein eigener Grund und Boden, auf den er trat, und die Herren waren Gäste, die er nicht gebeten hatte. Zudem beunruhigte ihn das Zeichen Lehnert Schallers am Wartthurm auf der Insel, und er sehnte die Abenddämmerung heran; eine Ahnung kam über ihn, daß die Feinde Verdacht geschöpft haben könnten.

„Sie hatten die Güte, mir die Ruinen auf jener Insel als die Wiege ihres Geschlechtes zu bezeichnen, mein Herr,“ nahm der Obrist das Wort, indem er dem Gutsherrn einen Schritt entgegen kam und nach der Richtung der Warte deutete, „darf ich fragen, ob die Gebäude dort noch bewohnt sind?“

Der Pley von Bessin schaute mit einem langen, ernstern, fast wehmüthigen Blick nach der Insel hinüber, kein Zucken einer Muskel verrieth die Bestürzung, die er bei dieser directen Frage empfand, dann sagte er langsam: „Die schwarzen Gestalten der Dohlen, die sie schattenhaft um die Zinne flattern sehen, und die Nebel, die aus dem See aufsteigen, sind jetzt wohl die einzigen Bewohner der Insel. Sonst war es anders, und noch jetzt im Sommer ziehe ich mich zuweilen in die kleine Bibliothek zurück, die ich mir dort eingerichtet habe. Auch meine Frau kommt an schönen Tagen mit den Knaben hinüber, sie hat einen hübschen ländlichen Salon in dem grauen Thurm — jetzt aber möchte es sehr unwirthlich drüben sein!“

Der Edelmann beantwortete, wie man sieht, die kurze Frage etwas wortreich, aber er fühlte, daß er im Sprechen seine Fassung vollkommen wieder gewonnen, und der ruhige Ton seiner Stimme täuschte nicht nur den Obristen, sondern auch den Chasseur, der seinem Chef einen Blick des Einverständnisses zuwarf und dann mit kurzem militärischen Gruß davonritt.

Während die beiden älteren Herren dem Herrenhause zugingen, trabte der Chasseur nach der Lan-

dungsstelle, unfern des Fleckens und der größern Straße, wohin er alle Rähne, die er auf dem See gefunden, hatte bringen lassen. Er fand den Posten in Ordnung, er zählte die Rähne durch, es fehlte keiner, und dennoch blieb in ihm ein Rest von Mißtrauen. Er maß die Entfernung bis zur Insel und würde wahrscheinlich sich auch durch den heftigen Wind nicht haben abhalten lassen, hinüber zu fahren und die Ruinen sorgfältig zu untersuchen, wenn nicht die Dämmerung gar zu rasch hereingebrochen wäre und der eisgraue, alte Fischer nicht geradezu erklärt hätte: es sei gefährlich, den See zu befahren im Abendnebel, auch könne er nicht dafür einstehen, daß er die Insel treffe in der Dunkelheit und bei heftig wehendem Nordwest.

Der Chasseur sah den Alten mißtrauisch an bei dieser Erklärung, offenbar traute er nicht recht, und sein Argwohn wurde auf's Neue rege; aber er stand ab von seinem Verlangen, denn er sah, daß es ihm wenig helfen werde, zu beharren, auch fürchtete er ja von der Insel durchaus keine Gefahr, sondern hoffte nur allenfalls dort Spuren eines Complots zu finden. Eine halbe Stunde später waren alle Posten rings

um den See verdoppelt, und in dem kleinen Hause des alten Fischers, der gar spöttisch dazu lächelte, war eine ordentliche Wachtstube etablirt zum Schutz der Rähne.

Als der junge thätige Krieger nach allen diesen Anordnungen in das Herrenhaus zurückkam, war die Nacht fast vollständig herein gebrochen und Hippolyt empfing ihn mit einer Einladung der Dame vom Hause.

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über das hochmüthige Antlitz des Chasseurs, er drehte sinnend einen Augenblick an den Spitzen seines Schnurrbartes, dann nahm er den Säbel unter den Arm und folgte, ohne erst Toilette zu machen, dem armen Teufel nach dem Gemach der schönen Hausfrau.

Das fand er behaglich erwärmt und mäßig erleuchtet durch einige große Armleuchter, die mit Kerzen besteckt waren; man liebte damals die grellen Beleuchtungen noch nicht so wie jetzt.

Der Hausherr saß mit Obrist Pelet an einem chinesischen Tischchen, in eine Partie Biquet vertieft, die andern Officiere standen um die Hausherrin, welche mit einem Strickstrumpf in der Hand in der Nähe des



Ofens Platz genommen und in lebhafter Conversation mit ihren kriegerischen Gästen begriffen war.

An dieser Conversation betheiligte sich der Chasseur bald auf's Lebhafteste und wurde rasch gewahr, daß die kecke, pikante Art seiner Unterhaltung die schöne Frau aufmerksam auf ihn mache und sie zu interessiren beginne. Die Eitelkeit des jungen Officiers feierte Triumphe, er sah, daß der weiche Blick der Dame von Zeit zu Zeit sich zu ihm erhob, er las Empfindungen in diesen Blicken, die ihm sehr schmeichelhaft waren, und als das Abendessen gemeldet wurde und Frau Hedwig sich erhob, war er keck genug, ihr seinen Arm anzubieten, seinem Obristen also zuvorkommend.

Der Obrist, der bereits einen Schritt gegen die Dame vorgetreten war, drohte seinem Adjutanten halb lächelnd halb verdrießlich mit dem Finger und nahm dann den Arm des Hausherrn.

Das Souper war beinahe heiter; die ruhige Würde der edlen Frau imponirte den feindlichen Officieren gerade genug, um sie in den gehörigen Schranken zu halten, ohne ihnen jedoch die Heiterkeit zu stören, zu der Wein und Mahl und die Gesellschaft einer schönen Dame auffordern.

Nur der Hausherr bemerkte mit einer gewissen Unbehaglichkeit, daß der Chasseur, der ihn am Morgen beleidigt hatte, jetzt seiner Gemahlin eine außerordentliche Aufmerksamkeit zeige. Diese Bemerkung trug natürlich nicht dazu bei, seine Stimmung gegen den jungen Offizier zu verbessern.

„Darf ich um ihren Namen bitten?“ fragte Frau von Plez im Laufe des Gespräches den Adjutanten, der zu ihrer Linken Platz genommen.

„Ich heiße Ferdinand Kewbel, Madame zu dienen!“ entgegnete der Gefragte, leicht erröthend vor Freude, denn er sah in der einfachen Frage ein erhöhtes Interesse.

„Der Herr ist ein Deutscher?“ fragte jetzt Frau von Plez weiter, und zwar in deutscher Sprache, indem sie zugleich mit gar nicht mißzuverstehendem Erstaunen auf die französische Uniform blickte.

„Madame,“ erwiderte der Chasseur rasch, ebenfalls deutsch sprechend, „ich bin Franzose; meine Familie ist allerdings deutscher Herkunft, mein Großvater war Bürgermeister in Kaiserslautern, mein Oheim einer der fünf Directoren der französischen Republik, meinen Vater haben mir die Preußen erschossen.“

Hastig, kurz abgestoßen sagte das der junge Mann, und sein etwas hochmüthiges, aber sonst hübsches Gesicht nahm einen harten, tückischen Ausdruck an.

„Armer junger Mann!“ sagte Frau von Pleß halblaut und im Tone der innigsten Theilnahme; der Ton berührte den Chasseur ganz eigenthümlich, er neigte sich seitwärts, als sei er begierig, noch mehr in diesem Tone zu vernehmen, als aber die Dame schweigend auf ihren Teller blickte, richtete er sich mit einem Ruck auf und sagte halblaut: „Mein Vater und meine Mutter machten eine Reise, sie hatten das Unglück, in die Hände der Preußen zu fallen, man fand bei meinem Vater Briefe, die ihn in den Augen der Feinde compromittirten, man achtete nicht auf die Betheuerungen seiner Unschuld, nicht auf die Bitten meiner Mutter oder seines Kindes, denn ich war noch ein Kind damals, der Preußische General ließ meinen Vater erschießen, meine Mutter wurde tiefsinnig von dem Tage an, aber ich lebe noch!“

Der Chasseur sagte das mit einer solchen Energie, daß ihn die Dame erschrocken ansah.

„Warum immer an diese Unglücks Geschichte erinnern, mein Lieber,“ nahm der Obrist mit verweisen-

dem Tone das Wort; „gewiß, es ist hart, sehr hart, aber der Krieg ist nun mal ein grausames Handwerk, und der Preußische General hat gewiß nicht aus Blutdurst so gehandelt, sondern weil er einer Pflicht genügen zu müssen glaubte.“

Man verließ diesen Gegenstand und sprach von andern Dingen, der Chasseur aber blieb stumm und spielte mit dem Messer auf dem Teller. Als das Dessert erschien, wurde er hinausgerufen in Dienstgeschäften, er empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung vor der Hausfrau. Auch kam er nicht wieder, obgleich die Herren ziemlich lange bei der Flasche sitzen blieben.

Es mochte gegen elf Uhr sein, als die französischen Officiere laut lachend und scherzend, rasselnd und klirrend durch das so stille Haus schritten, um ihre Zimmer zu suchen. Obrist Pelet fand den Lieutenant Kewbel in seinem Zimmer seiner harrend.

Herr von Pleß kehrte, nachdem er dem Obristen bis zum Vorfaal das Geleit gegeben, zu seiner Gemahlin zurück, er faßte ihre Hand und sagte leise: „Meine theure Hedwig, ich weiß nicht, ob der junge Chasseur den Namen des Preußischen Generals kennt,

der seinen Vater nach Kriegsrecht erschießen ließ, ich aber kenne ihn. Dein Oheim Carl drüben in Hohenkremmen war es, er hat es mir selbst erzählt, er war im Recht, denn der Mann war ein Spion, aber wenn der Chasseur den Namen kennen sollte, so wäre er gewiß der Mann, schlimme Repressalien zu üben. Hüte dich also, im Gespräch mit ihm deinen Familiennamen zu nennen.“

„Mein Familienname ist Plez von Bessin und gar kein anderer,“ entgegnete Frau Hedwig, einen stolzen Blick auf ihren Gemahl werfend, „mein Oheim Carl hat gewiß nur seine Schuldigkeit gethan.“

In solchen Momenten der Aufregung mußte man Frau Hedwig sehen, in solchen hatte ihre Schönheit einen idealen Anflug, mit zärtlich bewunderndem Blick hingen des Gemahls Augen an ihr, einen Moment aber nur, dann schlang er seine Arme um ihren Nacken, küßte sie heiß auf Mund und Wange und flüsterete ihr leise ins Ohr: „Bete für mich, meine geliebte Hedwig, bete, daß mich Gott schützt, denn ich muß einen schweren und gefährlichen Gang gehen!“

Der Edelmann riß sich los und eilte hinaus, starr sah ihm die arme Frau nach, sie setzte sich matt

nieder und saß da, wie ein Bild des Schmerzes, die gefalteten Hände im Schooß. Bald aber erhob sich ihre kräftige Seele, sie streckte die Hände aus und begann halblaut aber eifrig zu beten.

Die Frau betete und heiße Thränen flossen dabei über ihre lichten Wangen, die Frau war voll Angst und Schmerz, aber sie weinte sich das gedrückte Herz leicht, und sie betete so lange und so eifrig, bis sie sich stark und muthig wieder fühlte, dann schlich sie leise aus dem Saal und kniete lange zwischen den Bettchen ihrer Knaben.

Während die Frau betete und weinte, rüstete sich der Mann; er barg ein geladenes Pistol in seiner Brusttasche, er band die Pelzmütze mit einem Riemen unter dem Kinn fest, er zog einen dunkeln Pelz über seinen hellfarbigen Rock, dann ergriff er die Reitpeitsche, deren starker Stiel mit wuchtigem Knäuf in nerviger Hand eine vortreffliche Waffe sein konnte. Durch eine schmale Treppe kam er aus seinem Zimmer unmittelbar in den Hausflur hinunter und öffnete ohne Geräusch die kleine Thür, die Wasserpforte, durch die wir ihn schon früher eintreten sahen. Wie schon bemerkt, führte ein schmaler Gang zwischen

zwei starken und ziemlich hohen Hofmauern direct nach dem Ufer des Sees.

Der Edelmann stand und lauschte; es war Alles still, er vernahm nur das Rauschen des Windes, das leise Klatschen des Wassers und bald näher bald ferner den eintönigen Ruf der französischen Posten, die sich anriefen, um sich wach zu halten.

Langsam ging Herr von Pletz hinunter zum See, an der sandigen Landungsstelle lagen zwei Rähne; die Franzosen hatten sie nicht bemerkt, denn die Fluth des Sees trat zu weit hinein zwischen den beiden Mauern, überdem war der schmale Eingang durch Büsche und Köhricht versteckt, für Fremde eigentlich gar nicht bemerkbar. Es war sehr finster, tastend fand der Edelmann den Rahn, er stieg hinein, überzeugte sich, daß die beiden Ruder umwunden waren, und lösete nun die Kette so vorsichtig, daß selbst das leiseste Klirren vermieden wurde. Mit den Händen sich gegen die Mauer stemmend schob er den Rahn langsam vorwärts, bis er das Ende der Mauer erreicht hatte, dann stieß er ihn mit einem heftigen Ruck in die wallende Nebelmasse hinein, die über der Fläche des Sees wogte.

Er lauschte wieder.

„Sentinelle, prenez garde à vous!“ klang der fortlaufende Ruf der französischen Posten bald näher, bald ferner rings um den See.

Der Edelmann ließ die Ruder vorsichtig in das Wasser und begann zu arbeiten; für jeden Andern wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, sich auf dem bewegten Wasser in Nacht und Nebel zurecht zu finden, der Bessiner See war aber die Heimath und das Erbgut der Pletzen, und ruhig legte sich der muthige Mann mit voller Kraft auf seine Ruder.

Wir haben schon in unserem ersten Capitel bemerkt, daß man die Südspitze der Insel doubliren mußte, um den Hafen derselben zu erreichen. Herr von Pletz hatte die Richtung mit vollkommener Sicherheit genommen, wahrscheinlich aber hatte ihn der heftige Wind doch dem Ufer etwas zu nahe gebracht, denn nachdem er eine starke halbe Stunde gerudert, vernahm sein geübtes Ohr plötzlich den Tritt von Pferden. Er erkannte daraus, daß er zu weit nach Süden hinabgetrieben und dem Lande zu nahe gekommen sei, sofort wendete er und kämpfte rudern gegen den Wind, indem er sich aber mit seiner ganzen Kraft

in das Ruder legte, brach ihm das mit lautem Krach unter der Hand entzwei.

„Qui vive?“ donnerte sofort der Anruf des französischen Reiters herüber.

Herr von Pleß blickte sich um, da blitzte es hell auf im Nebel, ein Schuß krachte, Pferdegetrappel, Anrufe und lautes Toben folgte der tiefen Stille.

Dem Edelmann schlug das Herz höher, aber kaltblütig steckte er ein drittes Ruder, das er aus Vorsicht im Rahne geführt, in den Ring des zerbrochenen und ruderte mutzig weiter, jetzt seiner Richtung ganz sicher durch den Schuß und die Stimmen der feindlichen Posten. Glücklicherweise erreichte er den Hafen der Insel. Er hatte fast dreiviertel Stunden gebraucht zu dieser Fahrt.

„Es findet Niemand die Insel bei Nacht und Nebel, der Bessiner See kennt seinen Herrn!“ sagte er, sich selbst tapfer tröstend, als er die Stufen hinaufstieg.

Unterdessen hatte der Schuß die ganze französische Chaine alarmirt; der Posten, der ihn abgefeuert hatte, behauptete, einen Rahm auf dem See gesehen zu haben. Das war nun zwar nicht möglich, vielleicht aber hatte

er, trotz aller Vorsicht des Edelmannes, die Ruderschläge vernommen, und das Geräusch des zerbrechenden Ruders gab ihm eine etwas sicherere Vermuthung.

Lieutenant Kewbel empfing die Meldung und kleidete sich sofort an, obwohl er, der eben den Obristen verlassen, sich kaum niedergelegt hatte. Sein Mißtrauen gegen den Schloßherrn, besonders rücksichtlich der Ruinen auf der Insel, erwachte in verstärktem Maße, er beritt alle Posten und empfahl überall die schärfste Aufmerksamkeit. Aber auch als er das vollendet, gönnte er sich keine Ruhe, sondern begab sich in das kleine Haus des Fischers und nahm dort an dem Tische bei den andern Soldaten Platz; er war fest entschlossen, die Insel zu besuchen, sobald der Morgen graue.

Kurz vor ein Uhr meldete der Posten, der bei den Rähen stand, daß er von fern ein verdächtiges Geräusch vernehme. Der Lieutenant dachte an einen feindlichen Ueberfall, um sich der Rähne zu bemächtigen. Er eilte sofort mit einigen alten Soldaten hinaus und befahl der Wache, sich fertig zu machen. Sie lauschten aufmerksam, wirklich vernahmen sie ganz

deutlich leise Ruderschläge, wenn das hohle Brausen des Windes auf Augenblicke aussetzte.

„Es ist ein Kahn, ich höre deutlich die Ruderschläge!“ flüsterte ein Wachtmeister mit vielen Chevrons dem jungen Officier zu, dieser nickte, wartete noch einen Augenblick und rief dann mit lauter Stimme:

„Halt, wer kommt da?“

Keine Antwort.

„Feuer!“ schrie der Officier, außer sich über die Ungewißheit, die ihn quälte.

Die Schüsse knallten, auf's Gerathewohl nach der Richtung hin abgefeuert, in der man das Geräusch vernommen.

Wiederum gerieth die ganze Chaine in Bewegung und überall wurde angerufen, aber wiederum war Alles vergeblich. Nach und nach trat die frühere Stille wieder ein, nur unterbrochen durch das eintönige: *sentinelle, prenez garde à vous!*

Es war etwa zwei Uhr Morgens; mit bleichem Antlitz, aber mit leuchtenden Augen verband Frau Hedwig ihrem Gemahl eine leichte Fleischwunde am linken Oberarm.

„Ich denke, daß ich dem Könige und dem Vater-

lande jetzt vier tapfere Officiere erhalten habe,“ sagte der Edelmann, „dafür ist diese Schramme denn doch nicht zu viel. Denke dir, wenn ich eine Viertelstunde später gekommen wäre, so hätte der Lehnerdt Nicht gezeigt im Fenster der Warte. Die Franzosen hätten es ohne Zweifel bemerkt, denn sie sind bereits mißtrauisch, und hätten der Insel einen Besuch gemacht. Es war ein Glück, daß es mir noch zeitig genug einfiel, daß ich einer Entdeckung noch vorbeugen könne. Jetzt mögen sie hinübergehen und die Ruinen durchsuchen, ich bin sicher, daß sie nichts finden! Der See läßt seinen Erbherrn nicht zu Schanden werden!“

Der Edelmann war im Gefühl seines glücklich ausgeführten Coups fast redselig, was er sonst nie war; er erzählte auch, daß es die Stimme des Lieutenants Newbel gewesen, die ihn angerufen, als er sich bei dem Fischerhause vorüber gerudert, und daß die beiden von den Franzosen abgefeuerten Schüsse getroffen hätten, der eine den Bord des Kahnes, der andere seinen Arm.

Nur einige Stunden Ruhe gönnte sich der treue Patriot; Morgens nach sechs Uhr war er schon wieder bei seinen Leuten, er hielt den verwundeten linken

Arm dadurch fest, daß er die linke Hand zwischen die Knöpfe seines zugeknöpften Rockes schob, Niemand durfte von seiner Verwundung etwas erfahren.

---

Fünftes Capitel.

Die wackre Edelfrau.

---

Noch war es kaum Tag, als der Amtmann mehr entrüstet als verlegen vor dem unerschrockenen Edelmann erschien und ihm mittheilte, daß der Adjutant des Obristen die Schlüssel zu dem Thurme auf der Insel und des Amtmanns Begleitung dahin verlange. Sehr ruhig gab Herr von Pleß die verlangten Schlüssel, dann sagte er mit einem eigenthümlichen Blick: „Gehet nur mit hinüber, alter Freund, wir haben jetzt kein Mittel, uns zu widersetzen!“

Der alte Bursche nahm die Schlüssel und schüttelte unwillig mit dem grauen Haupte, er murrte vor sich hin Einiges vom alten Fritz und vom wohlthätigen Herrn General, faßte dann rasch nach der Hand des

Edelmans, drückte sie kräftig und eilte dann so rasch hinaus, als ihn seine alten steifen Beine tragen mochten.

Der Amtmann über Bessin war der Günstling des seligen Generals gewesen; ein Bessiner Kind und treuer Sohn des Landes, brach ihm das Preussische Herz schier vor Jammer, als er die Franzosen sah in dem alten Hause am See, bis dahin hatte er's nicht glauben wollen, daß der Bonaparte über die Elbe gekommen sei. Gestern war er wie betäubt gewesen, mechanisch hatte er die Aufträge seines Herrn erfüllt, die Stille der Nacht erst hatte ihm das ganze Gefühl des unermesslichen Elendes gegeben, das über König und Vaterland, über Alles was den Preussischen Namen trägt, hereingebrochen. Aber der alte Mensch war ein Sohn der Mark Brandenburg, sein Jammer erstarrte in Trotz, und mit grimmigem Haß blickte er auf die Franzosen. Es ward ihm sauer, von seinem Herrn die Schlüssel zu fordern, denn er wußte, daß der Edelmann die Einsamkeit der Insel und der Warte respectirt wissen wollte, daß er fast Niemanden dort zugelassen seit Jahren, ja, daß selbst die gnädige Frau mit ihren Knaben nur selten eine Einladung da hin-

über erhalten, darum faßte auch die Resignation, mit welcher der Pleg ihm die Schlüssel gab, und die Erklärung, daß man keine Mittel zum Widerstand habe, so tief schmerzlich in seine Seele, und er eilte hinaus, damit der Herr seine nassen Augen nicht sehen sollte.

In der Küche saß Lehnerdt Schaller an dem schneeweißen Holztisch neben der Thür, er aß ein Stück Brod und ein Stück Speck dazu; mit wortloser Energie arbeitete der breite Mund mit den glänzend weißen Zähnen, das Sprechen überließ der tapfere Effer der liebenden Mutter allein, die ein Töpschen mit Bier warm gemacht hatte am Heerdfeuer, um ihren Sohn zu erquicken. Sie rührte mit dem hölzernen Löffel in dem Warmbier, sah mit mütterlichem Stolz auf den Sohn und hatte Freude daran, daß es ihm schmeckte, während sie zugleich allerlei gar nicht schmeichelhafte Dinge von den französischen Kerls erzählte, welche den Mägden überall hin nachstiegen und gar nicht in Ordnung zu halten wären. Aber auch auf die Mägde war Frau Schaller gar nicht wohl zu sprechen und erklärte, daß sie schon dafür sorgen wolle, daß alle die, welche sich mit den französischen Kerls



eingelassen, ihre gehörigen Hiebe bekommen sollten, wenn erst wieder Ordnung im Hause wäre.

Frau Schaller schüttete vor ihrem Sohne das Herz aus, das übertoll war, und sehr schmeichelhaft waren die Titel nicht, die sie den französischen Kerls und den Mägden dabei gab; Lehnerdt war offenbar ganz der Ansicht seiner Mutter, denn er widersprach ihr gar nicht, sondern aß ernsthaft weiter, indem er sie freundlich anblickte; plötzlich stockte der Fluß der mütterlichen Ergießungen, der Amtmann trat mit einem „Guten Morgen, Gevatterin!“ über die Schwelle.

Lehnerdt erhob sich gleich respectvoll vor seinem Herrn Pathen, der, wie's schien, erfreut über seinen Anblick, ihn ebenfalls begrüßte und sogleich sagte: „Lehnerdt, wenn du jetzt nichts für den gnädigen Herrn zu thun hast, so wär's mir schon recht, wenn du mich auf die Insel begleiten thätest, ich soll die französischen Kerle hinüberbringen; denkt euch, Gevatterin, sie haben dem gnädigen Herrn die Schlüssel zum Thurm abfordern lassen!“

Frau Schaller schlug die Hände zusammen: „Das überlebt der gnädige Herr nicht!“ rief sie tief betrübt.

„Die Franzosen durchsuchen die Ruinen!“ sagte Lehnerdt leise für sich und sann eine Weile nach.

„Nun, kannst du mit, Lehnerdt?“ fragte der Amtmann.

Der junge Mensch nickte, legte sein Brod und seinen Speck zusammen und knöpfte diesen noch immer ansehnlichen Frühstückstrest in seine enge Jacke, unbekümmert um die Unform, die daraus entstand, dann schlug er sein Taschenmesser zusammen, schob es in die Beinkleidertasche und machte sich also fertig, dem Amtmann zu folgen.

Die Schaffnerin schenkte dem Amtmann einen Schnaps ein, „gegen die bösen Morgennebel auf dem See,“ wie die gute Frau sagte; Lehnerdt schluckte das heiße Bier ohne weitere Umstände hinunter und legte dann ein Kleidungsstück an, das wie ein Mantelkragen aussah, Farbe unbestimmbar, Stoff nicht wohl mehr erkennbar, dieses Kleidungsstück nannten Lehnerdt Schaller und seine Mutter „das Matin“ und hielten es hoch in Ehren, weil's dem Vater Schaller seliger einst gehört.

Die beiden Männer wollten gehen und Lehnerdt hatte seiner Mutter schon die Hand zum Abschied ge-

geben, da blieb er plötzlich stehen und sah den Amtmann forschend und beinahe ängstlich an.

„Was hast du, mein Sohn?“ fragte der alte Mensch verwundert.

„Herr Pathe, ihr habt eure Pfeife noch nicht angezündet!“ sagte der junge Mensch ernsthaft.

Der Amtmann lachte und zog sogleich seine kurze Pfeife hervor, die er rasch mit einer Kohle in Brand brachte, ihm fiel nichts weiter auf; die Mutter aber sah ihren Sohn forschend an, denn sie hatte wohl gehört, daß ihres Sohnes Stimme ganz seltsam geklungen, als er den Herrn Pathen an die Pfeife erinnerte.

Der Himmel lichtete sich allmählig im Osten, als der Amtmann und Lehnerdt zu dem Häuschen des Fischers kamen, in welchem, wie wir wissen, eine französische Wache eingerichtet worden war.

„Wie lange bleibt der alte Kerl!“ schrie der ungeduldige Chasseur-Officier, „ich werde ihm ein Duzend Hiebe aufzählen lassen, tausend Donner!“

Der Amtmann entgegnete kein Wort, er ging ruhig zu dem nächsten Kahn, stieg hinein und sagte: „Nimm die Ruder, Lehnerdt!“

Der Chasseur sprang ihnen nach, der Kahn schwankte und drohte umzuschlagen, die beiden Männer rührten sich nicht, der Lieutenant schwebte in Gefahr in's Wasser zu stürzen, keine Hand streckte sich aus, ihm zu helfen; mit Mühe gewann er endlich das Gleichgewicht und den Sitz auf einem Brett in der Mitte des Kahnes.

Lehnerdt stieß ab und ruderte langsam voraus, noch vier Kähne folgten, jeder mit einem Unterofficier und einigen Soldaten besetzt. Mit einiger Verwunderung bemerkte der Amtmann, daß Lehnerdt nicht den gewöhnlichen Cours nach der Südspitze der Insel hielt, sondern ruhig gegen den Wind nordwärts hinauf wendete.

Langsam jagte der Morgenwind die Nebel, die auf dem See lagen, vor sich her, und als der Spiegel frei war, befanden sich die Kähne ein gutes Stück oberhalb der Insel, die Franzosen aber stöhnten und keuchten, schwitzten und fluchten grimmig über die ungewohnte Arbeit des Ruderns. Mit lässigem Ruderschlage trieben jetzt die Kähne an der anderen Seite der Insel zu.

„Kerl, was hast du da auf deiner Brust?“

fragte der Lieutenant plötzlich, der die unnatürlich hohe Brust Lehnerdt's bemerkte, weil sich während des Ruderns das Matin verschoben hatte.

Lehnerdt starrte den feindlichen Officier mit jenem stumpfen Blicke an, der den Landsleuten eigen ist, wenn sie nicht verstehen wollen.

„Knöpfe deinen Rock auf!“ befahl der Chasseur, den ein Mißtrauen ergriff, der vielleicht verborgene Waffen zu finden glaubte, „wirfst du gleich gehorchen, Schlingel!“

Lehnerdt rührte sich nicht.

„Knöpfe deine Jacke auf, Lehnerdt,“ sagte jetzt der Amtmann mit breitem Lachen, „der Herr wird dir dein Frühstück nicht nehmen!“

Auch der junge Mensch verzog jetzt den breiten Mund zu einer Art von Lächeln, knöpfte seine Jacke auf und hielt dem Lieutenant sein Brod und seinen Speck hin, als wolle er ihn zum Genuß desselben einladen; sehr appetitlich sah nun freilich das Frühstück nicht aus.

„Pfui Teufel, was das Volk unreinlich ist!“ schrie der Officier mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Meine Jacke ist ganz rein!“ entgegnete Lehnerdt und knöpfte sein Frühstück ruhig wieder ein.

Der Amtmann faßte mit grimmigem Druck den Knäuel des schweren Weißdornstockes, der an einem Lederriemen an seiner Hand hing, er hätte dem französischen Kerl gern über den Schädel gehauen; der Vorwurf der Unreinlichkeit schmerzte den alten Bur-schen ganz gewaltig, und sein Verdruß darüber war so groß, daß er sich nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte.

Lehnerdt trieb seinen Kahn in den kleinen Hafen, den wir schon in unserem ersten Capitel beschrieben haben, und schlang die Kette um einen der Steinpfeifen; der Lieutenant und der Amtmann betraten nach ihm die feuchten Stufen. Ohne eine Miene zu verziehen sahen der Amtmann und Lehnerdt zu, wie sich die Franzosen quälten, die Kähne herein zu bringen, während der Officier ungeduldig hin und her lief und die Seinigen zur Eile mahnte. Nach und nach landeten die Soldaten endlich und begannen nun, wahrscheinlich schon vorher erhaltenen Befehlen gehorchend, die Trümmer zu untersuchen, während der Lieutenant mit zwei Unterofficieren dem Thurme zu-

schritt und dem Amtmann befahl, die Thür zu öffnen. Bei den Röhren blieb eine Wache zurück, Lehnerdt folgte ohne ein Wort zu sagen dem Amtmann, der die Thür erschloß und dann zuerst eintrat in den völlig dunkeln Salon. Der feindliche Officier ließ den Laden eines Fensters öffnen und schaute sich forschend um; mit einiger Rücksichtslosigkeit warfen die Unterofficiere die Meubles auseinander, die in der Mitte des Gemaches aufeinander gehäuft waren.

Etwas unbefriedigt stieg der Lieutenant jetzt die schmale Wendeltreppe aufwärts, der Amtmann öffnete ein Gemach, in welchem sich nebst einigen alterthümlichen Tischen und Stühlen eine hübsche Sammlung von alten Waffenstücken befand. Eine Art von Arsenal gefunden zu haben glaubte im ersten Augenblick der feindliche Officier, aber er mußte sich bald zu seinem Verdruß überzeugen, daß diese Schwerter und Hellebarden, diese Dolche und Panzerstücke für moderne Krieger keine Waffen wären. Freilich fand er auch Schießgewehr, aber nur Stücke mit Radschlössern und ein Paar Luntenslinten.

Er stieg jetzt in die dritte Etage hinauf, hier fand er wieder ein Arsenal, aber eins, das noch we-

niger nach seinen Erwartungen war, es war nämlich eine Bibliothek. Mit einer Rohheit, welche einem Bücherliebhaber das Herz zerrissen haben würde, warfen die Unterofficiere hier und da ein Paar Reihen seltener Bücher aus den Regalen auf den Fußboden, um zu sehen, ob nicht dahinter etwas versteckt, mit ihren plumpen Schuhen traten sie auf die saubern Bände von gepreßtem Kalbsleder mit eingedrucktem, vergoldeten Wappenstempel; es waren eben Leute, welche das Papier nur so weit schätzten, als es sich zu Patronen benutzen ließ.

Neben der Bibliothek war ein Schlafcabinet, das der feindliche Officier einer ganz besondern Musterung unterzog, in der Bettklade befand sich nur Stroh, dennoch kam es dem Lieutenant vor, als müsse das Kämmerlein noch vor Kurzem bewohnt gewesen sein. Er sah den Nest von einem abgebrannten Fibi bus am Fußboden, auf dem Fensterbrett lag etwas Tabaksasche. „Tausend Donner,“ schrie er plötzlich, „es riecht hier nach Taback!“

Rasch wendete er sich nach dem Amtmann um, der mitten in der Bibliothek stand und ruhig seine kleine Pfeife dampfte, ruhig blickten die beiden Märker

den feindlichen Officier an, der erröthend in die Kammer zurücktrat. Der Chasseur ärgerte sich entsetzlich, er hatte schon geglaubt, aus dem Tabacksgeruch auf ein Versteck schließen zu können, und fühlte sich nun beschämt beim Anblick der dampfenden Pfeife des Amtmanns. Erst als er sich wieder gesammelt, setzte er seine Nachforschungen fort.

Auf der Plattform stand er lange und blickte sich um, er sah seine Posten rings um den See, er blickte nach dem Herrenhause hinüber, auf die verschiedenen Mauern, welche die einzelnen Höfe begrenzten, er suchte sich den Grundriß der Baulichkeiten klar zu machen, denn er vermochte nicht der Befürchtungen Herr zu werden, die immer wieder lebendig wurden in ihm, so oft er auch schon sie unbegründet gefunden.

Er betrachtete die Hacke, die in dem eisernen Ringe statt des Flaggenstocks stand, er fuhr auch in seiner brusquen Manier den Amtmann an und fragte, warum diese Hacke hier stecke, der Amtmann aber zuckte die Achseln. Er wußte es wirklich nicht.

Verdrießlich stieg der Chasseur die Treppe hinunter, seine Säbelscheide klapperte auf den steinernen Stufen; in der Bibliothek fand er die Unterofficiers,

sie hatten eben ein Wandschränkchen entdeckt, hatten die Thür erbrochen und darin einen kleinen silbernen Reisebecher, einen Löffel und zwei Flaschen Liqueur gefunden. Becher und Löffel hatten sie sofort eingesteckt, den Liqueur aber tranken sie aus, als ihr Officier dazu kam.

„Den Becher und den Löffel des gnädigen Herrn haben die Soldaten eingesteckt!“ sagte Lehnerdt zu dem Amtmann, der französische Officier hörte es wohl, aber er kümmerte sich nicht darum; er hatte nichts gefunden, das seinen Argwohn rechtfertigen konnte, aber er hatte genug gesehen, was seinen Argwohn gegen den Erbherrn von Bessin steigerte. Er hatte drinnen in dem alten Thurm nichts entdeckt, und seine Leute draußen waren nicht glücklicher gewesen. Einer nach dem Andern kam und machte seinen Rapport.

Vorsichtig und langsam schloß der Amtmann die Thüren, die Kähne füllten sich allgemach, und die Rückfahrt wurde angetreten. Der Lieutenant hatte nicht Acht darauf, daß Lehnerdt Schaller wiederum mühsam gegen Norden hinauf arbeitete, während es doch viel natürlicher gewesen wäre, den kürzern Weg um die Südspitze der Insel herum zu nehmen.

Der junge Mensch wußte was er that, der Landungsplatz an der Wasserpforte war zwar versteckt, aber den Späheraugen der Franzosen konnten doch die beiden Parallelmauern auffallen beim Vorüberfahren; außerdem aber machte es dem treuen Manne ein unendliches Vergnügen, was er sich freilich nicht merken ließ, daß sich die des Ruderns unkundigen französischen Soldaten abplagen mußten bis auf's Aeußerste. Lehnerdt Schaller konnte auch böshaft sein, denn als der Kahn sich der Landungsstelle am Fischerhause näherte, sagte er zum Amtmann: „Vergeßt nicht, dem gnädigen Herrn gleich zu sagen, daß die Soldaten seinen Becher und seinen Löffel genommen haben, daß es nicht auf mich kommt, wenn's nachher fehlt!“

Der Lieutenant wendete sich erröthend ab, er fühlte, daß der junge Mensch die Ehre der französischen Krieger beleidigte, aber er konnte kaum etwas thun, denn es war in dieser Beziehung eine Verwilderung in der französischen Armee von damals, gegen die, von einzelnen Officieren wenigstens, schwer anzukämpfen war.

Lieutenant Newbel war schon über eine halbe

Stunde zurück von seiner Expedition, der Obrist wußte es und war einigermaßen verwundert, daß derselbe immer noch nicht kam, um seinen Erfolg zu berichten.

Obrist Pelet saß in dem Tapetenzimmer vor dem riesigen Himmelbett, in welchem er sehr gut geschlafen, und schrieb eine kleine Notiz nieder über seine Begegnung mit den armen Teufels; diese sollte dann mit den übrigen seinen verewigten Verwandten betreffenden Schriftstücken im Bessiner Archiv bleiben zum Andenken, und der Schreiber malte sich das Erstaunen vor, das einen dritten de la Truiterie ergreifen müsse, den der Zufall vielleicht nach dem Bessiner See verfolge. Der Obrist fühlte eine wirkliche Zuneigung für den Hausherrn und seine Familie, freilich zählte dabei auch der Eindruck mit, den die Schönheit der Dame vom Hause auf ihn gemacht, aber hauptsächlich war's doch die tüchtige Persönlichkeit des Landjunkers, die ernste, aber gefasste Art, wie er das Unglück des Landes trug, und die Haltung, die er den Feinden seines Königs gegenüber bewahrte. Der Edelmann hatte ein Verständniß für den Edelmann, und überdem wissen wir, daß Obrist Pelet die Preußen nicht haßte. Er fühlte sich deshalb eigentlich im

höchsten Grade unangenehm berührt, als Lieutenant Kewbel mit freudestrahlendem Antlitz zu ihm in's Gemach trat.

„Nun, haben sie ein preussisches Magazin oder Depot entdeckt auf ihrer verzauberten Insel?“ fragte er halb verdrießlich, halb spöttisch.

„Auf der Insel habe ich nichts entdeckt, mein Obrist,“ entgegnete der Adjutant rasch, „aber hier im Hause desto mehr!“

„Ah! eine sehr schöne Dame,“ rief der Obrist, „was sonst noch?“

„Hm! hm!“ erwiderte der Chasseur, dem ein Gedanke zu kommen schien, „vielleicht gehört Madame zu den Frauen, die am schönsten sind, wenn sie weinen!“

Es flog ein grausam wollüstiger Hohn um den Mund des jungen Mannes.

„Sein sie kein Narr, Kewbel,“ sagte der Obrist ernst, dem der Gesichtsausdruck des Officiers höchlich mißfiel, „vergessen Sie doch gefälligst nicht, daß der Kaiser gegen den König von Preußen Krieg führt und nicht gegen den Herrn von Bessin.“

Der Lieutenant verbeugte sich und meldete dann

weiter: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Posten, welche in letzter Nacht einen Rahn auf dem See gesehen und gehört haben wollen, sich nicht täuschten, der Rahn ist gefunden!“

„So,“ versetzte der Obrist trocken, „und woran erkannten sie den Rahn, wenn ich fragen darf?“

„An einer Kugelspur, sie erinnern sich, daß ich feuern ließ, und einer Blutspur, die sich beide an dem Rahn fanden.“

Der Lieutenant wurde in demselben Maaße eifrig und empfindlich, als der Obrist sich bestrebte gleichgültig zu sein oder zu scheinen.

„Und wo entdeckten sie diesen höchst merkwürdigen Rahn?“ fragte der Obrist spöttisch.

Der Ordonnanzdragoner Maralt hat mit einem hübschen Mädchen im Hause Bekanntschaft gemacht,“ erzählte der Lieutenant, „er ist ihr nachgeschlichen in die Küche, von dort aber, wahrscheinlich eine Ueberraschung fürchtend, hat sie den Mann in einen kleinen engen Hof neben der Küche geführt und ihn endlich dort allein gelassen, um zuerst zu entschlüpfen, damit man ihre Zusammenkunft nicht entdecke. Der Dragoner hat sich in dem engen Hof umgesehen und end-

lich gefunden, daß derselbe nur ein Gang, der durch einen leeren Stall hindurch zum Ufer des See's führe. An dem von Außen ganz versteckten Landungsplatze lagen zwei Kähne. Auf die Meldung des Dragoners habe ich sofort die Localitäten sowohl als die Kähne untersucht und habe mich überzeugt, daß in dem versteckten kleinen Hafen zwischen den beiden Mauern der Kahn mit umwundenen Rudern liegt, durch welchen in letzter Nacht unsere Posten zwei Mal alarmirt wurden, der Kahn, auf den ich zu feuern befahl und nicht ohne Erfolg, wie die Kugelspur und mehr noch die Blutspur verräth!"

"Und was, mein Freund," fragte der Obrist lächelnd, "was ziehen sie aus diesem trefflichen Kahn für Folgerungen? Was wollen sie damit?"

"Mein Gott," rief der junge Officier, "der Herr dieses Hauses benützt den versteckten Landungsplatz, die versteckten Kähne zu nächtlichen Fahrten auf dem See, deren Zweck doch wohl schwerlich ein anderer, als ein feindseliger ist!"

"Und wenn ich das Alles zugebe, Herr Lieutenant," fragte der Obrist weiter, "was würden sie nun thun?"

"Ich würde den Hausherrn arretiren, ihn vor ein Standrecht stellen, oder wenigstens in das Hauptquartier abführen lassen!" rief der Adjutant hastig.

"Vortrefflich," sagte der Obrist lachend, "Herr Newbel hätte dann zu gleicher Zeit das Vergnügen, einen dieser verhassten und verachteten Preußen zu vernichten und dessen schöne Frau zu trösten; sie gehört vielleicht zu den Frauen, die am schönsten sind, wenn sie weinen!"

Der Lieutenant biß sich auf die Lippen, der Obrist wiederholte die Worte, die er kurz vorher gesprochen, in einer höchst empfindlichen Weise.

"Nein, mein Herr," fuhr Pelet fort, indem er sich hoch aufrichtete und sein Gesicht den männlich ernstern Ausdruck annahm, der ihm so viel Würde gab: "ich werde den Herrn dieses Hauses, der seine Pflichten gegen uns in wahrhaft edelmännischer Weise erfüllt, ohne die Pflichten zu verletzen, die ihm höher und heiliger sein müssen, weder arretiren, noch fusiliren, noch in's Hauptquartier führen lassen, sondern ihm ganz einfach die Kähne wegnehmen, durch die er uns, nach ihrer Ansicht, gefährlich ist. Ueberlegen sie doch, Herr, was sie thun wollen? Der versteckte Landungs-



Platz ist sicher nicht angelegt worden unsertwegen, er hat lange vor Ausbruch des Krieges bestanden, seine Existenz können sie dem Hausherrn also nicht zum Vorwurf machen, die Kähne können ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, denn sie haben ihm nicht befohlen, seine Kähne abzuliefern, sondern sie sind um den See herumgefahren, und haben alle Fahrzeuge, die sie gefunden, weggeführt. Es ist ihre Schuld, mein Herr, daß die versteckten Kähne nicht gefunden wurden. Und nun nehmen wir an, der Hausherr selbst habe aus irgend einem Grunde eine nächtliche Fahrt auf dem See gewagt, ist der See nicht sein Eigenthum? Nein, ich werde nichts gegen diesen Edelmann thun, so lange sie mir nicht die positiven Beweise liefern, daß er etwas gethau hat, was man nicht erlauben darf, wenn man in Feindes Land steht. Ja, hätten sie auf der Insel ein Waffendepot entdeckt, wie sie gestern vermutheten, oder einen Versteck feindlicher Officiere, wie mir wahrscheinlicher war, so würde ich allerdings genöthigt gewesen sein, diesen Mann in's Hauptquartier zu schicken, da aber dies nicht der Fall ist, da sie selbst zugeben, daß sie auf der Insel nichts Verdächtiges gefunden haben, so,

mein lieber Newbel, müssen sie sich begnügen, der hübschen Frau dieses Preußen den Hof zu machen, ohne die Lust der Thränen zu genießen!“

Der Lieutenant hatte alsbald begriffen, daß der Obrist recht habe und gar nicht anders handeln könne, wenn er sich nicht einen Act ganz brutaler Gewalt erlauben wolle, was niemals in dem ritterlichen Charakter dieses Officiers gelegen; er sah, daß er sich einigermassen bloß gegeben in den Augen seines Chefs, was zwar seine Stimmung gegen den Hausherrn nicht sehr verbesserte, ihn aber auch nicht eben niederdrückte. Obrist Pelet war gegen jüngere Officiere, versteht sich, wenn er ihre militärische Tüchtigkeit erkaunt hatte, ein über alle Begriffe nachsichtiger Chef, Newbel wußte, daß der Obrist nach einigen Spöttereien die Angelegenheit vergessen werde. Er brachte darum das Gespräch auf andere Gegenstände und begleitete den Obrist dann zu dem Frühstück.

Hier machte er der schönen Frau wiederum in französischer Weise den Hof, aber so derb, daß er die sonst so ruhige und sichere Frau mehrere Male in Verlegenheit und zum Erröthen brachte, was ihn nur kühner machte, weil er sich's zum Vortheil an-

rechnete. Er wagte sogar, eine Bewegung der schönen Frau benutzend, den runden Arm flüchtig zu küssen. Seine Kameraden sahen ihn erstaunt, der Obrist mißbilligend an, Herr von Pleß schien es nicht gesehen zu haben, die Dame selbst aber nahm mit einer ganz unnachahmlichen Gebärde die Serviette und wischte damit langsam die Stelle auf ihrem Arme ab, welche der Lieutenant mit seinen Lippen berührt hatte.

Die Gesichter der Franzosen wurden blutroth, der Obrist blickte hastig in seinen Teller, er wollte diese Bewegung nicht gesehen haben, der märkische Edelmann aber schaute aus seinen düstern Augen unter den buschigen Wimpern hervor so hohnvoll, daß der junge Officier, schon halb von Sinnen über die Schmach, die für ihn in der Bewegung der Hausfrau lag, sich dem Ersticken nahe fühlte, als er diesen Blicken begegnete. Er hatte keine Worte, seine Hände zitterten, seine Augen rollten, wie die eines Wahnsinnigen.

Einer der Dragoner-Officiere, die mit ihm am Tisch saßen, war sein guter Freund und versuchte ihm zu helfen, er stand hastig auf und sprach: „Verzeihen sie, mein Obrist, daß ich mich entferne, ich sitze

nicht gern am Tisch eines Mannes, der meine Nation so haßt, wie dieser, einer Dame gegenüber, die sich durch die Lippen eines Franzosen beschmutzt oder entweiht zu fühlen scheint.“

Der Obrist wollte entgegnen, aber mit einer würdevollen Handbewegung hieß ihn Frau Hedwig schweigen und sagte mit einer wahrhaft entzückenden Einfachheit: „Erlauben sie mir ein Wort, mein Herr, sie sind im Irrthum, wenn sie glauben, daß ich mich durch den Kuß eines Franzosen entweiht oder beschmutzt fühlen könnte; ein Kuß, der mir gegen meinen Willen gegeben wird, kann mich überhaupt weder ehren noch verunehren; ich bin aber nicht gewohnt, mich gegen meinen Willen küssen zu lassen, dies wollte ich Herrn Newbel durch meine Gebärde andeuten, weiter nichts, daß ich aber damit durchaus keine Beleidigung der französischen Nation beabsichtigte, das kann ich ihnen auf der Stelle beweisen.“

Unmuthig erhob sich Frau Hedwig und reichte ihre Linke dem Obristen, ihre Rechte aber dem Dragoner-Capitän zum Kuß.

Ehrfurchtsvoll küßten die Officiere Jeder die Hand, die ihm gereicht wurde, der Obrist aber rief:

„Nun Rewbel, bitten sie um Verzeihung, sie haben Unrecht.“

Der Chasseur nahm sich mit Macht zusammen, er merkte, daß sein Obrist ihm den einzigen Weg zeigte, auf dem er noch mit einiger Ehre aus der für ihn verhängnißvoll gewordenen Situation kommen konnte; er sagte sich selbst, daß er zudringlich gewesen, daß er auf eine nicht eben sehr feine Art bei der schönen Edelfrau die Rechte des Siegers habe geltend machen und dafür auf eine ebenso empfindliche als verdiente Weise gestraft worden sei. Gewiß würde er um Verzeihung gebeten haben, er wollte es selbst jetzt, er machte unerhörte Anstrengungen, aber er vermochte es nicht, weil die Blicke voll Hohn und Verachtung, mit denen ihn der Gemahl der Dame unaufhörlich anstarrte, sich wie glühende Stacheln in sein Herz einbohrten und ihn zur Wuth reizten.

Indessen stammelte er einige Worte, welche allenfalls für eine Entschuldigung gelten konnten, auch beeilte sich Frau Hedwig, sie als solche anzunehmen, indem sie freundlich entgegnete: „Sicherlich finden sie uns zu streng, mein Herr, aber die Sitte verbietet hier Manches, was in ihrem Lande erlaubt ist, und

dann, wir sind im Unglück, und im Unglück ist man immer leicht verletzbar.“

Der Obrist und seine Officiere bewunderten die Ruhe, die Würde und doch auch die große Gewandtheit, welche Frau Hedwig bei diesem Conflict an den Tag legte, den sie allerdings verursacht hatte, zu dem sie aber durch die suffisante und dreiste Courmacherei des Chasseurs gewissermaßen gezwungen worden.

Auf Rewbel machte Frau Hedwig niemals einen tieferen Eindruck, das schöne Weib war ihm niemals begehrenswerther erschienen, als in diesen Momenten, er hätte sie küssen und erwürgen mögen zu gleicher Zeit; die Blicke des Hausherrn hatten ihn verlassen, seit die Edelfrau wieder freundlich gesprochen mit ihm, er athmete freier auf und hatte Zeit, sich zu erholen.

In diesem Augenblick trat Hippolyt ein, er brachte einen Brief für den Hausherrn und sprach: „Der Knecht des Herrn Generals wartet auf Antwort, gnädiger Herr!“

Die Blicke der französischen Officiere richteten sich auf den Hausherrn, der flüchtig um Entschuldigung bittend den Brief erbrach, nur Obrist Pelet kümmerte sich nicht darum, denn er sagte sich gleich,

daß ein Brief, der so offen übergeben würde, nichts Gefährliches enthalten könne, dennoch bewogen die Blicke der Officiere den Edelmann zu einem Schritt, den er im Augenblick bereute, der aber nicht mehr zurückzunehmen war.

Er hatte nämlich den Brief dem Obristen übergeben und ihn mit der höflichen Phrase begleitet: „Die Bitte ist wohl billig, der General ist ein naher Verwandter meiner Gemahlin!“

Obrist Pelet hatte kaum das kurze französische Billet überflogen, als er sich zu dem Lieutenant Newbel wendete, ihm das Billet gab und freundlich sagte: „Der Besitzer des Gutes Hohentremmen, General von Carnitz, ist völlig aufgezehrt, wie er schreibt, und wünscht zur Bewirthung seiner Einquartierung namentlich Wein und Branntwein zu kaufen, er bittet um Geleit für einen Wagen, den er nach der Stadt schickt; sorgen sie dafür, lieber Newbel! ihre Kameraden, die in Hohentremmen liegen, werden es ihnen danken!“

Der Obrist glaubte ein sehr gutes Werk gethan zu haben; für den märkischen Edelmann sowohl wie für den Officier mußte ein längeres Zusammensein

peinlich werden, auch sprang der Chasseur sofort auf, grüßte flüchtig und eilte hinaus; helle Gluth brannte auf seinen Wangen.

Kaum hatte der Lieutenant das Gemach verlassen, als sich auch der Hausherr auffallend hastig entfernte und seine Gemahlin mit den französischen Officieren allein ließ. Fünf Minuten später wurde der Obrist herausgerufen, dem im anstoßenden Gemach der Hausherr mit den Worten entgegentrat:

„Ich habe einen unglaublich leichtsinnigen Streich begangen, Herr Obrist, der dem Dheim meiner Frau das Leben kosten kann, wenn mir nicht der Edelmuth eines Feindes hilft!“

„Reden sie, mein Herr, was ist geschehen?“

„Herr Obrist,“ fuhr der arme Edelmann fort, „der General von der Carnitz ist derselbe, welcher im Jahre 93 den Vater des Herrn Newbel erschießen ließ, und der Lieutenant weiß es!“

„Tod und Hölle!“ schrie der Obrist erschrocken, „der Lieutenant ist im Stande, das ganze Dorf in Brand zu stecken!“

„Ich habe schon eine Warnung an den General geschickt!“ sagte der Edelmann.

Der Obrist ging jetzt eilend in den Saal zurück: „Capitain,“ rief er dem Dragoner zu, „eilen sie, der Lieutenant Newbel soll noch einmal wieder kommen, ich erwarte ihn auf meinem Zimmer!“

Der wackere Mann empfahl sich der Edelfrau und ging mit seinen Officieren, die er durch eine Handbewegung eingeladen, ihm zu folgen, aber er ging nicht weit, nur bis zum Vorfaal, da kam ihm ein Adjutant des Generals entgegen.

„Was bringen sie, Maulevrier?“ fragte er.

„Ordre zum augenblicklichen Aufbruch, mein Obrist,“ rief dieser, „ich werde die Ehre haben, sie zu begleiten, das Rendezvous ist in Rohrdeich, drei Stunden von hier, General Dugonnier ist bereits in Marsch, der Herr Marschall wünscht die möglichste Eile!“

Der Dragoner-Capitain kam jetzt mit dem Chasseur zurück, der sein Pferd bereits aus dem Stall gezogen hatte, der Obrist ertheilte seine Befehle, nach allen Seiten hin eilten die Officiere auseinander, und zwei Minuten später schmetterten die Trompeten der Dragoner und bliesen zum Sammeln, unten im Flecken

aber wirbelten die Trommeln und die Truppen traten auf den Marmplätzen an.

Fast freundschaftlich nahm der Obrist Abschied von dem Edelmann, dem er ins Ohr raunte, daß er schon dafür sorgen wolle, daß der Lieutenant nicht nach Hehenkremmen komme, so lange die Truppen noch in der Gegend ständen.

Raum eine Stunde nach der Ankunft von Marschall Bernadotte's Adjutanten herrschte die tiefste Stille in Bessin, im Herrenhause, wie auf dem See, im Flecken, überall, die Franzosen hatten mit einer Geschwindigkeit ihren Marsch angetreten, die etwas Zauberhaftes hatte.

Im Flecken wurde die durch den französischen Besuch fast in jedem Hause gestörte Ordnung so rasch und so gut als möglich wieder hergestellt; auch im Herrenhause gab's allerlei wieder ins Schick zu bringen, und Frau Schaller vergaß die Züchtigungen nicht, die sie verschiedenen Mägden versprochen für unziemliche Zärtlichkeit gegen französische Kerls; der Edelmann aber empfing eine Menge von Berichten, welche ihm seine Standesgenossen, auch Müller und Förster, Postmeister und Prediger der Umgegend sendeten. Im

Steinbruch, eine Stunde vom Bessiner See, lagen an sechzig preussische Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, versteckt; Herr von Pleß sorgte unverzüglich für deren Verpflegung und Bekleidung, was bei dem rauhen Wetter durchaus nöthig war. Am anderen Tage, wenn der Nachtrab der Franzosen etwas ferner, sollten diese Leute quer durchs Land auf sicheren Wegen nach der Oder gebracht werden. Zwei verwundete preussische Offiziere, welche die letzten beiden Nächte in einem Ziegenstall des Pfarrers von Hartacker zugebracht, wurden angemeldet, da nun Bessin wieder frei von feindlicher Einquartierung war und bei seiner abgelegenen Lage auch eine solche schwerlich mehr zu befürchten hatte.

Ueberall hin gab der Erbherr von Bessin seine Befehle, jetzt trat die Verschwörung offen auf, von der sich der Lieutenant Rembel umgeben gefühlt wäh- rend seines ganzen Aufenthalts am See.

Gerade um Mittag kam ein Kahn von der Insel herüber und landete an dem Sandplatz zwischen den Hofmauern an der Wasserpforte, deren Geheimiß so schmachvoll verrathen worden war von einer verliebten Dirne; glücklicher Weise ohne Schaden für den Haus-

herrn, der gar nicht wußte, wie sehr ihm die Großmuth des Obristen nöthig gewesen zu Schuy und Schirm.

Lehnerdt Schaller, der den Kahn gerudert hatte, half den vier Personen, welche in dem Kahn gefessen, aussteigen, und sie bedurften seiner Hülfe; es waren vier mehr oder minder hart blessirte Officiere, drei davon trugen den Kopf verbunden und zwei davon außerdem noch den Arm in der Schlinge. Dem Vierten lag ein breites, schwarzes Pflaster quer über die linke Wange, ging über die Nasenwurzel hinweg und lief hart über dem Auge in die Stirn hinauf, dieser Officier ging überdem, schwer und schmerzlich stöhnend, an einem Stocke, denn er war auch am Fuße contusionirt.

In Fegen und Lumpen hingen den Blessirten die Reste ihrer Uniformen auf dem Leibe, Alle hatten darüber Mäntel und Röcke, die ihnen schon auf der Insel gegeben worden waren. Sie waren die vier Officiere, die der wackere Edelmann in vergangener Nacht mit Gefahr seines eigenen Lebens gewarnt und mit Lehnerdt Schallers Hülfe in dem unterirdischen Raum der Ruinen versteckt und so glücklich vor den

Nachforschungen des eifrigen französischen Officiers sicher gestellt hatte.

Herr von Pleß kam den Officieren in der Flurhalle entgegen, er hieß sie in herzlichster Weise willkommen und lud sie ein, ihm zu folgen, den Officier mit dem Säbelhieb quer über das Gesicht faßte er kräftig um den Leib, um ihm das Ersteigen der Treppe zu erleichtern: „Kommen sie, Herr von Leist,“ sagte er tröstend, „ein paar Tage Ruhe, und sie können wieder zu Pferde steigen!“

„Gott gebe es,“ seufzte der verwundete Officier, „haben sie keine Möglichkeit,“ setzte er dann rasch hinzu, „meiner Frau und meinem alten Ohm eine Botschaft zukommen zu lassen, daß ich noch lebe, die Pein und Angst meiner Frau sind gewiß groß?“

„Beruhigen sie sich doch, lieber Herr von Leist,“ tröstete der edle Pleß freundlich, „ich habe gestern schon, gleich nach meiner Rückkehr von der Insel, einen der verbündeten Prediger benachrichtigt; ich bin überzeugt, daß ihre Frau Gemahlin noch heute oder spätestens morgen die Botschaft bekommt, daß sie nicht schwer verwundet sind.“

Der Gutsherr, Frau Schaller und Lehnerdt

führten die Officiere in ein Zimmer, abgelegen, ziemlich gut versteckt, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war, welche die Herren bedurften.

„Es ist freilich hier nicht sehr elegant,“ der edle Pleß wollte scherzen, um die trübe Stimmung seiner Gäste zu erheitern, „indessen im Kriege geht es hin, und das Königliche Regiment Gensdarmes muß sich's auch mal so gefallen lassen.“

„Das Königliche Regiment Gensdarmes No. 10 existirt nicht mehr!“ rief der Lieutenant von Leist, sich matt niederlegend, und Thränen schossen aus seinen Augen.

„Aber Preußen existirt noch, Herr von Leist,“ sagte der Edelmann nachdrücklich, „Preußen bleibt fest und der König oben!“

„Amen!“ entgegnete der verwundete Officier und blickte dankbar auf den edeln Pleß, der ihm mit seiner Zuversicht neuen Muth ins Herz goß.

### Sechstes Capitel.

#### Auf der Bernekoper Pfarre.

---

Der Sandweg war fest, und ziemlich leicht rollte der Planwagen mit den breitspurigen Rädern, von vier muntern Rossen gezogen, dahin; zwischen Wasser und Wald hinein in die alte tapfere Mark Brandenburg, hinein in den schönen, milden Novembertag, der eine Art von wehmüthiger Heiterkeit ausbreitete über die stillen Felder, die schweigenden Wasser und ernsten Fichtenhölzer.

Das Biergespann lenkte unser Freund vom Besfiner See, Lehnerdt Schaller, in seines Vaters „Martin“; und hinter ihm unter der Plane saßen auf drei großen Futterfäcken, die mit Decken und Mänteln belegt waren, je zwei und zwei, sechs Personen.

Den vordersten Sitz nahmen ein Frau Hedwig von Pleß und der Lieutenant Hans Dinnies von Leist; die Dame hatte vielleicht selten so hübsch ausgesehen wie an diesem Vormittage, der tapfere Officier ganz bestimmt noch nie so abscheulich. Die Dame trug eine eng anliegende schwarze Sammetkappe, die ihr zartes, weißes Gesicht anmuthig hervortreten ließ und die schöne Bildung desselben, von der reinen Luft rosig angeflogen, wie in einem Rahmen zeigte; gut und ruhig blickten die Augen, bald in die Landschaft hinein, bald auf den wunden Krieger an ihrer Seite. Die hohe stattliche Gestalt der Dame war in einen schlechten braunen Tuchmantel gehüllt.

Hans Dinnies von Leist, den die Berliner Damen einst für den schönsten Officier im prächtigen Regiment der Gensd'armes erklärten, lag lässig an der Seitenwand von Weidengeflecht; freilich hatte er sich in der letzten Zeit, denn fast vierzehn Tage war er mit seinen Kameraden bei sorgsamster Pflege in dem Herrenhause zu Bessin versteckt gewesen, mächtig erholt; die eiserne Natur des pommerischen Heldenstammes, aus dem er hervorgegangen, hatte sich bewährt, er war gesundet, die alten Kräfte kamen wieder,



aber der geistige Druck, den des Vaterlandes Unglück auf ihn übte, machte ihn lässig und verdrossen. Er saß neben der schönen Frau, aber er suchte keine Unterhaltung mit ihr, wohl beantwortete er ihre Fragen, aber er fand keine Freude daran, zu reden. An Weib und Kind daheim dachte er oft, sowie an den alten Oheim; an den König und an das Vaterland aber dachte er immer. Schmerzlich schwere Gedanken, die ihn zwar nicht muthlos zu Boden drückten, die ihn aber quälten und ängsteten, denen er erst dann zu entrinnen hoffen durfte, wenn er, den Pallasch in der Faust, wieder den Feinden gegenüber stände. Und dahin war er auf dem Wege. Er hätte sich sicher auf Nebenwegen viel leichter nach Spankow durchschleichen und Ruhe suchen können in den Armen seines schönen Weibes, aber der tapfere Reiter verwarf diesen Vorschlag, den ihm Herr von Pletz machte, auf der Stelle, er wollte nur über die Oder, um in Preußen zum Heere des Königs zu stoßen. Außerlich war der junge Mann furchbar entstellt, eine dicke rothblaue Narbe, nur zum Theil noch mit einem schwarzen Pflaster belegt, lief schräg links über sein abgezehrt Angesicht, das dadurch in zwei fast gleiche

Hälften getheilt wurde; die Lippen waren dünn geworden und die sonst so glatte Stirn lag in düstern Falten. Es war ein Zug von Trotz und Grimm in diesem entstellten Antlitz, der ihm etwas Wildes und Drohendes verlieh, das er vordem niemals gehabt.

Auf dem zweiten Sitz befand sich der edle Pletz von Bessin mit einem Infanterie-Officier; auf dem dritten die beiden anderen Officiere, die wir schon im Herrenhause am See gesehen.

Die vier Soldaten waren in Civillleidung, theils, weil sie hoffen durften, also weniger Aufmerksamkeit zu erregen, theils aber auch, weil die Reste der Uniformstücke, die sie noch mit nach Bessin gebracht, zu gar nichts mehr taugten. Uebrigens waren die drei Kameraden Leist's leichter und besser gestimmt, auch sie waren entschlossen, sich zur Armee des Königs durchzuschleichen, aber sie waren, entweder leichtblütiger oder oberflächlicher als Leist, nicht so schwer betroffen von dem Unglück Preußens. Als sie von ihren Wunden genesen, trat die Jugend wieder in ihre Rechte bei ihnen, sie trösteten sich über die große Niederlage mit der Hoffnung auf noch größere Siege. Im Innern des Wagens unterhielt sich Herr von Pletz

ziemlich lebhaft mit den drei Officieren, seine Gemahlin und Herr von Leist nahmen keinen Antheil an dem Gespräche, sie hatten schon lange geschwiegen.

„Schöne Pferde!“ sagte Herr von Leist plötzlich und deutete mit der Hand nachlässig auf das Biergespann.

Die Dame lächelte ihm anmuthig zu, dann entgegnete sie: „Starke Pferde, gute Pferde, Herr von Leist, schön sind sie eben nicht, aber Plez hatte vier sehr schöne Pferde, vier Klappen, es war eine Freude die Thiere zu sehen; die Franzosen haben sie mitgenommen!“

„Ein schmerzlicher Verlust!“ sagte Leist etwas zerstreut.

„Plez war viel betrübter über den Verlust unseres alten, treuen Kutschers,“ fuhr die Edelfrau fort, „als über den seiner Pferde; der alte Mann hatte seines Herrn Pferde nicht lassen wollen, die französischen Dragoner haben ihn niedergehauen, wir fanden ihn nach dem Abmarsch todt im Stalle, und er hat nicht einmal Kinder hinterlassen, denen wir Gutes thun, an denen wir seine Treue vergelten könnten!“

Es stand eine Thräne in dem Auge der schönen

Frau, sie schwieg eine Weile; Thräne und Schweigen galten dem Andenken des treuen Dieners, dann fuhr sie fort: „Diese Pferde würden wahrscheinlich auch mit in das französische Hauptquartier gegangen sein, wenn sie nicht in einem abgelegenen Stalle allein gestanden hätten, denn von unseren anderen Pferden ist uns keins geblieben; Plez hat kein Reitpferd behalten, und selbst meinen armen blinden Schimmel, meines Mannes Großvater hatte ihn mir geschenkt, als ich noch Mädchen war, haben sie mitgenommen, das alte Thier hat schwerlich auch nur die nächsten Märsche ausgehalten!“

„Die französischen Officiere,“ meinte Leist, „scheinen nicht eben sehr gewissenhaft zu verfahren!“

„Es wäre wohl unrecht,“ entgegnete die Dame, „den Officieren das Alles zur Last zu legen, aber vielleicht sollten sie aufmerksamer sein; hat doch selbst der Kammerdiener des Obristen Pelet, wie sich von selbst versteht, hinter dem Rücken seines Herrn, die silbernen Löffel gestohlen, und die Diener der anderen Officiere haben selbst Bettwäsche und was ihnen sonst zur Hand gewesen, eingepackt; am meisten hat es mich gekränkt, daß dieses Paß so Vieles ganz muth-

willig ruiniert hat, zerschnittene Betten, zerschlagenes Geschirr, zerbrochene Spiegel überall, es war ein abscheulicher Anblick! In einem Zimmer waren alle Polster auf den Stühlen ganz regelmäßig durch Kreuzschnitte geöffnet. Krieg ist hart, Herr von Leist, aber ich glaube doch nicht, daß preussische Soldaten so verfahren könnten!“

„Gewiß nicht, gnädige Frau,“ sagte der Officier lebhafter, „da ist ein Raffinement, ein Vergnügen an muthwilliger Beschädigung und Vernichtung fremden Eigenthums, daran denken unsere Leute nicht, selbst dann nicht, wenn sie gereizt werden, viel weniger so!“

„Viele Bilder haben sie zerschlagen und zerrissen!“ setzte die Edelfrau hinzu.

Diese Bäuberei mußte der schönen Dame sehr empfindlich sein, denn ihr freies, klares Angesicht wurde fast zornig, doch ging es gleich vorüber, es war wie eine dunkle Wolke, die an einem hellen Tage an der Sonne vorüber zieht und ihr Licht auf einen Augenblick abdämpft.

„Ah! da ist ja die Thurmspitze von Bernekop schon!“ rief sie sich aufrichtend und zeigte auf eine

Spitze, die wie eine dunkle Nadel hineinstach in das lichte Gewölk, mit dem der Horizont umflogen war.

Der Wagen fuhr jetzt in einem sehr schlechten Wege langsam dahin, über Baumwurzeln mit derben Stößen kippend, in Sandlöcher sinkend, an einzelnen Steinen stoßend und knirschend. Zur rechten Hand trat der Fichtenwald dicht heran, zur linken war er stark gelichtet und ganz ohne Unterholz, man sah durch die einzelnen schlanken Bäume die stillen Wasser des Bernekoper Luches, in denen die blätterlosen Eller- gebüsch und Eschen im leisen Zuge des Windes lautlos hin- und herschwankten.

Das war ein ächt märkisches Landschaftsbild, in seiner Armuth nicht ohne Reiz.

Als der Wagen aus dem Walde ganz heraus war, lag am Ufer eines kleinen Flüsschens ein Dorf vor den Reisenden, dessen Strohdächer von dem weit sichtbaren spitzen Thurm der Dorfkirche und dem Ziegeldache des Gutes überragt wurden.

Klirrend und stoßend, noch weit mehr denn zuvor im Walde, rasselte der Wagen über einen ächt märkischen Knüppeldamm, der in der Form des latei-

nischen Buchstabens S sich durch einen Bruch wand und bis nah an das Dorf führte.

An den einzelnen stillen Hütten vorüber fuhr Herr von Plez mit seinen Genossen dicht unter dem kleinen Hügel hin, auf welchem die Kirche stand, ein ureinfacher aber wahrscheinlich auch uralter Bau von Feldsteinen. Rings um die Kirche lag der Gottesacker, den eine niedrige Mauer einfaßte.

Man sah keinen Menschen im Dorfe, vor einem der Häuser stand ein Spitz, der bellte den Ankommenden seinen Gruß zu; vor dem Krug sah man ein paar ausgespannte Wagen, und in einer von den drei oder vier morschen Stehkrippen vor der Thür saß ein stattlicher Hahn mit einigen von seinen Lieblingsweibern, denen er die paar Haserförner, welche die Kofse darin gelassen, großmüthig gönnte. Neugierig schauten die Hühner auf den vorüberraffenden Wagen, der Hahn würdigte die Reisenden kaum eines hochmüthigen Blickes.

Fast ganz um die Kirche herum, immer der Kirchhofsmauer entlang, fuhr der Wagen, dann lenkte Lehnerdt Schaller um eine stattliche alte Linde in einen bedeckten Thorweg hinein, der zwischen zwei

Scheunen hindurch in einen unregelmäßigen, aber sehr geräumigen Hof führte.

Dieser Hof war rechts von Ställen, vorwärts von einem sehr verfallenen und schiefen Plankenzaun, über den die jetzt kahlen Obstbäume des Gartens blickten, links aber von einem niedrigen und ziemlich langen Wohngebäude eingeschlossen. Zu der offenen Thür dieses Gebäudes führte ein schmaler, gepflasterter Weg an der Seite hin. Die Mitte und der Hauptraum des Hofes war von einer rohen Balustrade eingeschlossen, innerhalb welcher auf weicherem Mist und Strohboden einige sehr unansehnliche Kühe und eine ganze Heerschaar von Hühnern sich befanden.

Das war der Pfarrhof von Bernekop, und das kleine, alte, gebückte Männlein, das da an der Thür steht, mit dem schwarzen Sammetkappchen auf den dichten, langen weißen Locken und mit den schwarzen, muthig funkelnden Augen unter der hohen Stirn, ist der Magister Friedrich Thebesius, pastor loci. Der Greis im schwarzen Rock, die Manchesterbeinkleider in den hohen blank gewischten Stiefeln, tritt rasch an den Wagen, als dieser vor der Thür hält, und ruft

mit kräftiger Stimme: „Gott willkommen, meine liebe, gnädige Frau und Alle, die mit ihnen kommen!“

Er reichte der Edelfrau seine Hand, um ihr beim Absteigen behülflich zu sein, er that das mit einer gewissen würdevollen Anmuth, die ihm gar wohl ließ.

„Guten Tag, lieber Papa,“ grüßte Frau von Pletz anmuthig niedersteigend an der Hand des Pastors, „wo ist Mamachen? doch nicht unwohl?“

„Nein, nein!“ entgegnete der Greis schelmisch, „nicht unwohl aber noch nicht fertig, je älter die Frau Pastorin wird, desto mehr Zeit braucht sie zum Putz; ist auch in der Ordnung, als sie so alt war wie die liebe, gnädige Frau, da brauchte sie fast gar keine Zeit, eins, zwei, drei war Alles fertig!“

Mit großer Treuherzigkeit und sichtlicher Freude begrüßte der Pastor von Bernekop nun den Erbherrn von Bessin und die Officiere und lud sie ein, ihm in sein Pfarrhaus zu folgen, während Frau von Pletz, die in diesem Hause nicht fremd war, seine Einladung gar nicht erwartet hatte.

Durch das unaufhörliche Gebell des Hoshundes war nun auch ein Knecht herbeigerufen, der dem

Lehnerdt Schaller die Kofse abschirren und in den Stall führen half.

In der großen, etwas düstern Stube des Pfarrers stand schon der Tisch gastfreundschaftlich gedeckt mit schneeweißem Tinnen und mit blankem Zinn, denn es war nahe an Mittag und die Gäste waren erwartet worden. Hier hieß der Pfarrer die Herren noch ein Mal willkommen, Jedem die Hand reichend, dann lud er sie ein einen Bissen Brod zu nehmen und einen kleinen Schnaps, bis das Mittagessen fertig sei.

Die Herren folgten der Einladung, denn eine Fahrt von drei Meilen im Planwagen durch märkischen Sand und über märkische Knüppelbäume macht Appetit überall.

Das war eine hübsche, räumliche Stube, ein Paar große Bilder in schwarzen Rahmen hingen an den Wänden, geistliche Herren in Amtstracht; über dem kleinen Klavier aber prangte ein schönes Bild des großen Friedrich mit noch ganz jugendlichem Gesicht, aus den ersten Jahren seiner Regierung. *Friedericus Incomparabilis* trug eine Uniform von blauem Sammet und schaute aus seinen großen, ge-

waltigen blauen Augen bedeutsam nieder. Schwere alte Tische, Stühle und Schränke von Nußbaumholz bildeten das Geräth, einfach Alles und sauber, dennoch in der Zusammenstellung einen gewissen altväterlichen Wohlstand verrathend. Durch eine offene Thür neben dem gewaltigen Kachelofen blickte man in eine kleinere Stube, die war so voller Bücher, daß kaum des Pfarrers Schreibtisch unter dem einzigen Fenster und sein alter Lehnstuhl dabei Platz hatten.

„Ich sehe, unser alter Freund ist noch nicht hier!“ sagte Herr von Pleß.

Der Greis blickte auf die große Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür tickte, zog dann eine fast kugelförmige Taschenuhr an einer silbernen Kette hervor, öffnete eins der vielen Gehäuse und entgegnete, nachdem er beide Uhren verglichen, mit großer Bestimmtheit: „Der Herr Postmeister wird hier sein, ehe denn noch zehn Minuten verflossen sind! Haben sie neue Nachrichten, lieber Herr von Pleß?“

Der Erbherr von Bessin gab dem Geistlichen ein Paar Zeitungsblätter, bemerkend, daß eben nichts Neues von Belang darin sei, daß man aber doch

manches genauer erfahre, was man bisher nur unvollständig gewußt.

„Der Herr Postmeister wird das Neueste mitbringen!“ rief der Greis und seine dunkeln Augen blitzten, „Gott erbarme sich über unser Preußen, jede neue Zeitung auch ein neues Unglück! aber Gott legt Keinem mehr auf als er tragen kann, liebe Herren, und Er, der uns so gewaltig prüft in dieser Nacht, Er wird uns auch wieder aufrichten an seinem Morgen!“

„Der Greis spricht Feuer!“ sagte Herr von Leist leise zu sich selbst, „das ist ein tapferer Alter, der würde dem Landrath von Wackerode gefallen; wie ist mir denn? Kennen sie den Landrath von Wackerode, Herr Pastor?“

„Gott hat's gnädig mit ihm gemacht, lieber Herr,“ entgegnete der Geistliche, „daß er ihn das Alles nicht hat erleben lassen, er hat's kommen sehen, wie oft haben wir davon gesprochen; er hat gemurmelt über sein Preußen, der alte treue Kriegsmann des großen Königs, aber er ist versammelt zu seinen Vätern mit der festen Zuversicht, daß Preußen doch endlich mit Gottes Hülfe siegreich hervorgehen werde aus den Leiden und der schweren Bedrückung. Mein patronus,

der wohlthätige Herr Major von Wackerode ist am Sonntage palmarum, gerade als die Glocken zum ersten Male läuteten, sanft und selig verschieden; er liegt drüben in Todendorf, Bernekop ist die mater von Todendorf, begraben. Sein sonst immer so gastfrei offenes Haus ist jetzt verschlossen; der Erbe, ein mecklenburgischer Edelmann, ist den ganzen Sommer krank gewesen und hat noch nicht zur Uebernahme kommen können!“

Der Greis fuhr noch eine Weile fort, von seinem seligen Patron zu erzählen, und mit Vergnügen hörten ihm die Herren zu, denn es war in allem was er sagte, selbst in dem unbedeutendsten, eine ganz unverwüthliche Tapferkeit und Lauterkeit der Gesinnung, die sich trefflich mit der geistlichen Art und Sprechweise paarte.

Endlich kam auch die Frau Pastorin, eine feine alte Dame, trotz hohen Alters ganz unverfallen, würdevoll und heiter zugleich.

Die Frau Pastorin Thebesius war ein Fräulein von gutem Adel aus Pommern, eine von dem zahlreichen Geschlecht der Kamecke, und Leist, dem Frau von Pleß das unterwegs gesagt, begrüßte sie gleich

als Cousine, welcher Gruß denn eine ziemlich lange, gründliche und sehr interessante Entwicklung dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses zur Folge hatte. Das greise Mütterchen zeigte ein treffliches Gedächtniß und rühmte von Leist's Vater, den sie persönlich gekannt hatte, daß selbiger ein vollkommener Cavalier gewesen, während sie von dem alten Obristlieutenant nur wußte, daß er für einen unermüdeten Tänzer gegolten, weshalb auch unter den Damen große Trauer gewesen, als er ein Bein verloren.

Mitten in diese Plauderei hinein, an der auch die andern Officiere Theil nahmen, weil sie Namen von Familien hörten, die mit den ihrigen verwandt, fiel die Ankunft des Postmeisters, der auf einem starken Schweißfuchs in den Hof trabte und schon abgestiegen war, als der greise Pastor vor die Thür kam, um ihn zu begrüßen.

„Guten Morgen, meine Damen, ihr gehorsamster Diener!“ mit diesem Gruß trat die gewaltige Gestalt des verabschiedeten Hauptmanns und jetzigen Postmeisters Theuerdank in's Zimmer.

Leist, der mit seiner Cousine, der Frau Pastorin, an einem der Fenster gestanden, blickte mit großem

Interesse durch die Geraniumstöcke, die auf dem Fensterbrett standen, nach des Postmeisters Schweißfuchs, der ziemlich warm geritten war und darum auf dem Hofe hin und her geführt wurde.

Der Postmeister küßte den Damen die Hand, machte das aber ab ohne sich weiter zu verneigen, was ihm bei seiner Corpulenz sehr unbequem gewesen sein würde, dann reichte er Herrn von Leist die Hand und sagte, mit den Augen listig zwinkernd: „Nicht, der Herr Kamerad sind von der Cavallerie?“

„Lieutenant von Leist vom Regiment Gensd'armes!“ entgegnete Leist, zur sichtlichen Freude des Goliaths, der sich nun stolz aufrichtete und mit der Hünenfaust an die Brust schlagend, daß es dröhnte, sagte: „Anspach-Baireuth-Dräger, ehemals Hauptmann Theuerdank, jetzt Postmeister!“

„Aber doch immer noch Theuerdank, lieber Herr Postmeister!“ warf Frau von Pleß lächelnd ein.

„Wie gnädige Frau befehlen!“ erwiderte der wackere Mann galant, ohne sich jedoch aus seiner Ruhe bringen zu lassen, denn er fuhr nun fort Bekanntschaft zu machen mit den Officieren, freute sich sehr, wenn er errieth, ob sie von der Infanterie oder

der Cavallerie, sagte Jedem seinen Namen besonders und erklärte ihnen endlich, daß er es über sich nähme, sie, wohlverstanden einzeln, über die Oder zu bringen; weiterhin wolle er sie denn auch an ordentliche Leute adressiren, die nicht an Seiner Majestät zum Hundstott geworden wären, wie er sich kräftig ausdrückte. Zugleich rühmte er sich, daß er schon an sechszig Officiere dem Könige und dem Vaterlande gerettet und mehrere hundert Soldaten; freilich mußte er aber auch zugeben, daß es alle Tage schwerer werde, durchzukommen, weil es zwischen Weichsel und Oder von französischen Völkern wimmele.

Darauf wurde die Suppe aufgetragen, und der geistliche Herr hielt ein fast seltsames Tischgebet, in welchem er des Königs und der Preußischen Krieger gedachte in ergreifenden Worten; ein kräftiges Soldatengebet war das, nur etwas zu lang für hungrige Leute.

Während des Essens erzählte der tapfere Postmeister seine Neuigkeiten, die ungewissen Nachrichten von der königlichen Armee, die officiellen Berichte über Napoleon's Aufenthalt in Berlin, all' die zahllosen Kunden und Zeitungen, die in bewegten Zeiten von



Mund zu Mund gehen; der Postmeister Theuerdank hörte Alles, erfuhr Alles und wußte Alles; das war seine Stärke, darauf beruhte auch sein Vermögen, Preussische Officiere und Soldaten mitten durch die Feinde hindurch zu salviren. Unersehöplich war der Postmeister in Mittheilungen von einzelnen Zügen Preussischer Tapferkeit, er sammelte solche mit unermüdetem Eifer und erzählte sie sich und Andern so oft als nur möglich war.

„Lieber Herr Postmeister,“ unterbrach ihn plötzlich der greise Pastor mit funkelnden Augen, „es ist läßlich, daß ihr unseres Kriegsvolks Tapferkeit rühmet, aber rühmet nicht allzusehr, auf daß ich nicht glauben muß, ihr wäret verzweifelt an der Zukunft und wolltet euch trösten und stärken an solchen Historien! Wir sind gebeugt unter die gewaltige Hand Gottes, Mann, und Er alleine ist's, der Preußen wieder aufrichten wird!“

Der Postmeister stuzte einen Augenblick, er fühlte, daß eine Wahrheit war in dem was der Pastor sagte, aber er schwieg nicht sehr lange, bald war er wieder in vollem Zuge, und der Pastor störte ihn nicht wieder. „Gott führt Andere auf andern Wegen,“ sagte

er leise und hörte dann selbst nicht ungern dem Erzähler zu, der die Officiere vom Grenadierbataillon von Kraft rühmte, die sich bei Auerstädt mit dem Degen in der Hand Mann an Mann in eine Lücke gestellt hatten und den Helldentob gestorben waren. Der Postmeister erzählte weiter vom Lieutenant von Allden vom Regiment von Kleist, dem hatte eine Kanonenkugel beide Beine weggerissen, seine Leute wollten ihn zurücktragen, er litt es nicht, sondern trieb sie mit mahnenden Worten ins Feuer zurück. Als die Retirade begann, rief der sterbende Officier einen Soldaten zu sich, gab ihm seine Uhr und seine Börse und sagte: „Nimm das, mein Sohn, damit es die Feinde nicht bekommen.“

„Habt ihr schon von dem Hauptmann von Bismarck gehört?“ rief der Postmeister, „der bekam beim Avanciren eine Flintenkugel in den Leib und fiel um, seine Compagnie stuzte, wollte nicht vorwärts, mit letzter Anstrengung richtete sich der tapfere Mann auf, hielt ein Tuch vor seine Wunde und ermahnte seine Leute zum Vorgehen, dann trat er bei Seite, aber er hatte noch nicht zehn Schritte gemacht, als er niederstürzte!“

Der Postmeister war, wie gesagt, unerschöpflich im Erzählen von solchen Geschichten; er schien es hauptsächlich darauf abgesehen zu haben, die perfide Zämmlichkeit aufzudecken, mit der gewisse Leute damals schon anfangen, die Preussischen Officiere zu verleumden und ihnen allein die Schuld des unermeßlichen Unglückes beizumessen, — ein Verfahren, was leider mit einer teuflischen Consequenz so lange und so eifrig fortgesetzt worden, daß noch heute die Leute, die sich vorzugsweise die Gebildeten zu nennen belieben, hochmüthig die Achseln zucken über die Quaker von Jena und denen die Schuld der Niederlage zuschreiben.

Der Postmeister hatte eben wieder eine Reihe von Mittheilungen beendet, und es war eine kleine Pause entstanden, da rief der Lieutenant von Leisl, aus tiefem Sinnen auffahrend: „oh wie ist es möglich? wie ist es möglich?“

Es klang ein tiefes Wehe aus diesem Schmerzensruf — der junge Mann konnte und wollte es nicht begreifen, daß sein theures, sein ruhmreiches Preußen untergegangen sein solle.

„Unser Elend kommt vom Calculiren!“ sagte plötzlich der edle Pleß von Bessin.

Die Andern sahen ihn fragend an.

„Ja, vom Calculiren,“ fuhr der Edelmann fort, „weil der große Friedrich sein Hauptaugenmerk mit darauf gerichtet hatte, so viel als möglich Geld einzunehmen, weil ein großer Schatz allerdings eine Stütze der politischen Bedeutung ist, so calculirte nun Alles, vom Minister bis zum Schreiber, wo noch etwas herauszupressen, wo noch etwas zu ersparen. Hieraus entstand langsam nach und nach in allen Zweigen ein schäbiges, knauseriges System der Ersparung und Plusmacherei, was unsere eigentlich treffliche Verfassung bei den Leuten verhaßt machte. Die übelste Folge davon aber war, daß alle Staatsdiener zuletzt anfangen, dies System zu ihrem Privatinteresse zu benutzen. Die Besoldungen blieben auf dem alten Fuß, die Bedürfnisse stiegen um das Doppelte und Dreifache, der Luxus stieg ebenfalls; die Staatsdiener hatten durch die immer mehr überhandnehmende Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei schwere Arbeit und konnten doch von dem unzureichenden Gehalt nicht mehr leben. Jeder fing also an auch für

sich etwas Plus zu machen, auch seine häusliche Noth durch Knaufereien in seiner amtlichen Stellung, so groß oder so klein dieselbe sein mochte, zu beseitigen. Das wurde im ganzen Staat so Sitte, daß man es als eine bekannte Sache, als ein nothwendiges Uebel betrachtete. Es kam so weit, daß diejenigen, die sich um eine Stelle bewarben, immer mehr nach den Emolumenten als nach dem Gehalt frugen. Auch die Armee erlag diesem Calculiren und Plusmachen. Was hat man alles gethan, um die Kasse der Compagnie-Chefs zu füllen! Montirung, Hemden, Schuhe der Soldaten, alles wurde beknappt. Das waren ganz bekannte Sachen, ich sage ja nichts, was ihnen nicht genau bekannt wäre! An dieser Stelle hat mein seliger Freund von Wackerode oft genug erklärt: „Mit der Compagnie hört die Honnetetät des Officiers auf, so wie der Hauptmann eine Compagnie bekommt, muß er ins Plusmachen und Calculiren hinein gerathen, er kann gar nicht anders, nur die Lieutenants sind noch honnet!““ Leider, leider, er hat nur zu Recht gehabt, am Plusmachen und Calculiren ist unser glorreiches Preußen zu Grunde gegangen.“

„Es ist das zum Theil wohl wahr, Herr von Pleß,“ nahm der greise Pastor das Wort, „aber glauben sie mir, trotz des Calculirens hätte der Preussische Staat noch lange floriren können, oder vielmehr das Calculiren hätte nicht bis zu diesem Mißbrauch gedeihen können, wenn nicht die Gottlosigkeit gewesen wäre; nicht am Calculiren ist Preußen zu Grunde gegangen, sondern an der Gottlosigkeit, die in den Städten herrscht bei Vornehm und Oering; sie haben des Glaubens gespottet, aber der Herr läßt sich nicht spotten!“ —

Der Pastor hielt plötzlich inne, denn der Hund draußen schlug an, rascher Hufschlag, ein Reiter auf schaumbedecktem Roß hielt vor der Thür.

## Siebentes Capitel.

### Lehnerdt Schaller.

Postmeister Theuerdank, der so saß, daß er durch die kleinen grünen Scheiben des nächsten Fensters nach dem Hof sehen konnte, schüttelte gewaltig den Kopf, als er dieses Reiters und dieses Rosses ansichtig wurde; die ganze Gesellschaft schwieg, denn es war Keiner dabei, der nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß der Reiter eine ungewöhnlich wichtige Nachricht bringe; in aufgeregten Zeiten ist man immer darauf gefaßt, etwas Besonderes zu vernehmen, und damals, obgleich die Hiobsposten Schlag auf Schlag kamen, war man bei der neuesten noch eben so empfindlich als bei der ersten, denn die preussischen Herzen vermochten es nimmer, gleichgültig zu werden bei den

Nachrichten von den Unglücksfällen, die damals hageldicht, so zu sagen, fielen, wenn sie sich auch oft bemüheten, gleichgültig zu erscheinen.

Schon vernahm man die schweren Tritte des Reiters in dem Vorflur, und Aller Augen wandten sich nach der Thür, nur der Postmeister blickte immer noch mit gewitterschwangerer Miene durch das Fenster nach dem Hof, wo das Roß auf- und abgeführt wurde, dem die Flanken schlugen von dem Gewalttritt.

Es war ein ganz junger Bursch, der da eintrat, halb wie ein Postillon oder ein Bedienter, halb wie ein Bauer gekleidet; die hohen Sporenstiefeln und den Hut hatte er vom Postillon, die Jacke und die schwarzen, hochledernen Beinkleider vom Bauern; der Junge grüßte ohne Verlegenheit mit dem Hute in der Hand, dann schritt er rasch auf den Postmeister zu.

„Zurück,“ schrie dieser mit Donnerstimme, indem er aufsprang und mit der Faust gegen die Brust schlug, „zurück, Junge, oder ich vergreife mich an Dir gröblich; neuntausend Teufel in dein schurkisches Gebein, wer heißt dich ein königliches Dienstpferd auf so hundsöttische Weise strapaziren?“

„Postmeister!“ rief der alte Pastor mahnend.

Der grimmige Mann hörte es nicht.

„Lieber Herr Postmeister!“ sagte Frau von Pletz faust und legte ihre schmale hübsche Hand auf den Arm des Zürnenden.

Das drang dem Wilden an's Herz, er setzte sich nieder und schwieg, nachdem er noch einige dumpfe Laute ausgestoßen, die wie das Knurren eines bösen Hundes klangen, der sich gegen seinen Willen zurückgehalten und beherrscht fühlt.

Unterdessen hatte der Reiter aus dem Futter seines Hutes einen Zettel hervorgezogen, den reichte er dem Postmeister und sprach halb verlegen, halb trotzig: „Die Frau Postmeisterin hat gesagt, ich sollte in Gottes Namen reiten und wenn ich die Blässe zu Schanden reiten thäte, es wäre um Leben und Tod!“

Der Postmeister nahm nicht sogleich den Zettel, den ihm der Junge hinhielt, er suchte vielmehr hastig in allen seinen Taschen, bis er endlich aus einer derselben ein schwarzes ledernes Futteral hervorbrachte, aus welchem er eine mächtige Brille zog, deren Gläser er erst mit seinem bunten Taschentuch abwischte, bevor er sie aufsetzte. Er nahm endlich den Zettel, las ihn aufmerksam durch, las ihn noch einmal und zerknitterte

ihn dann in seiner gewaltigen Hand. Eine ziemliche Weile sah der eifrige Mann nachdenklich vor sich nieder, dann richtete er sich plötzlich auf und sprach: „Es ist gut, Marx, unter solchen Umständen darf man bisweilen selbst königliche Dienstpferde strapazieren, geh' hinaus in die Küche, bitte dir ein Stück Brot und einen Tropfen Schnaps für die Blässe, das arme Thier wird heute noch dran glauben müssen!“

Der Junge entfernte sich, sichtlich erfreut über den glücklichen Ausgang einer Scene, die ihm sehr drohend erschienen sein mußte.

„Herrschaften,“ nahm der Postmeister das Wort, als sich die Thür hinter dem Jungen geschlossen, „wir dürfen keine Minute Zeit verlieren, ich habe die Franzosen im Hause, Gott sei's geklagt, Chasseurs, und muß machen, daß ich heim komme; sie, meine gnädige Frau und Herr von Pletz haben auch Besuch zu gewärtigen, denn die Chasseurs werden von mir zu ihnen kommen, ein Officier hat sich lebhaft nach dem Wege nach Bessin und nach Hohenkremmen erkundigt.“

„Hohenkremmen?“ rief Herr von Pletz auffahrend, „ein Chasseur-Officier?“

„So ist's, Herr von Pletz,“ entgegnete der

Postmeister, „meine Frau schreibt, er habe ganz genau nach dem General von der Carnitz geforscht.“

„Es ist kein Zweifel,“ meinte der Edelmann, er dachte an den Lieutenant Kewbel, dessen Vater der General von der Carnitz einst als Spion erschossen ließ.

„Sie, mein Herr Kamerad,“ wendete sich Theuerdank an Herrn von Leist, „müssen sogleich fort, der Herr Pastor wird wohl einen finden, der sie bis Langenpieske geleitet, dort werden sie schon erwartet — sie, meine andern Herren Kameraden, müssen hier in der Pfarre bleiben, morgen werde ich aber Rath finden, sie weiter zu führen!“

„Mache dich fertig, meine Liebe,“ sagte Herr von Plez aufstehend zu seiner Gemahlin, „wir können nicht zeitig genug nach Hohenkremmen kommen, deinem Oheim droht eine große Gefahr. Lehnerdt Schaller kennt alle Wege und Stege, er kann den Herrn von Leist nach Langenpieske geleiten.“

„Das ist gut, den Lehnerdt, den kenne ich,“ meinte der Postmeister überlegend, „der Junge ist vorsichtig, er kann nicht vorsichtig genug sein, da diese Teufels-Franzosen wieder in der Gegend sind. Sie

müssen zu Fuß gehen, Herr von Leist, schlechter Spieß das für gebiente Cavalleristen, wie wir sind, aber Alles für den König und dieses alte liebe Land Preußen!“

Damit ging der Postmeister nach der Thür und schrie mit lauter Stimme nach Lehnerdt Schaller, der auch nicht säumte, zu erscheinen.

Während der Postmeister nun dem Führer seine Instructionen und Weisungen gab, zog Herr von Plez den Lieutenant in ein Fenster und nöthigte ihm ein paar Rollen Courantmünze auf; Herr von Leist nahm das Darlehn endlich dankbar an, man hatte damals gewaltig wenig, aber man reichte weit mit dem Wenigen, weil Einer dem Andern herzlich und willig aushalf.

Die Frau Pastorin hatte indessen einen Kober mit Lebensmitteln gefüllt, und der wackere Magister Friedrich Thebesius brachte einen tüchtigen Wanderstab aus einer Ecke, den er dem tapferen Officier unter Anwünschung des göttlichen Segens überreichte.

Die Kameraden hätten Herrn von Leist gern gleich begleitet und ließen sich davon auch nur durch die energische Erklärung des Postmeisters, daß es gar

nicht möglich sei, sie alle Biere zugleich über die Ober zu bringen, davon zurückhalten.

Unterdessen war der Planwagen des Herrn von Plez vorgefahren; er schüttelte den Offizieren, die er alle mit Reisegeld versehen hatte, die Hand, und umarmte den greisen Geistlichen zum Abschied.

„Wir sehen uns wieder in besserer Zeit, Herr von Leist!“ sagte die Schlossfrau von Bessin freundlich zu dem Scheidenden.

„Das nehme ich als frohe Verheißung!“ entgegnete der Lieutenant.

„Die gewiß zutrifft,“ rief der greise Magister mit erhobener Stimme, „wir sehen uns Alle wieder in besserer Zeit, und ist's nicht hienieden, so ist's droben; hier, nehmen sie, meine Herren, den Abschiedstrunk, nehmen sie!“

Die Frau Pastorin präsentirte die gefüllten Gläser, der Greis nahm sein Mützchen ab und rief, das Glas hoch hebend: „Gott, barmherziger Vater, Gott, allweiser Rath, Gott, allmächtiger Helfer, siehe du zu in deiner Gnade, daß unserem theuern Könige und unserem geliebten Vaterlande geholfen werde in dieser tiefen Noth! Amen!“

„Amen!“ sagten die Anwesenden und leerten schweigend ihre Gläser.

„Preußen bleibt fest und der König oben!“

Damit nahm Herr von Plez den Arm seiner Frau und ging hinaus. Er sah sich nicht mehr um, er hob sein Gemahl auf den Wagen, schwang sich hinauf zu ihr, ergriff die Peitsche, die ihm der Pfarrknecht reichte, und klappernd und klirrend, vom Gebell der Hunde begleitet, rollte der Wagen aus dem Hofe.

Mit demselben Wort, mit: „Preußen bleibt fest und der König oben!“ nahm nun auch Herr von Leist Abschied, dem seine greise Cousine, die Pastorin, noch ein warmes Tuch aufgenöthigt hatte, zum Schutz gegen den kalten Abend.

Langsam ging der wunde Offizier über den Hof, schwer auf den Stock des Pfarrers gestützt, er war der Bewegung noch ungewohnt; die Pfarrersleute standen vor der Thür und sahen ihm nach, mit ihnen die drei Kameraden, die noch zurückbleiben mußten und mit Behmth einen Gefährten scheiden sahen, den sie in schwerer Zeit kennen und schätzen gelernt hatten.

Herr von Leist hatte mit seinem Führer Lehnerdt Schaller den Pfarrhof durch eine Nebenpforte, die

zwischen zwei Gärten hinten hinausführte, verlassen und war langsam wandernd zu einer Reihe von niedrigen Sandhügeln gelangt, die sich in nordöstlicher Richtung von Bernekop aus ins Land hineinzogen.

Als sie den Kamm dieses Zuges erreicht hatten, blieb Lehnerdt Schaller, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, plötzlich stehen und deutete mit seinem Knotenstock erst rückwärts nach Westen auf einen fast verschwindenden Punkt, indem er sagte: „Da fährt der gnädige Herr!“ dann wendete er sich halb und deutete auf zwei Reiter, die im schärfsten Trabe sich von Bernekop entfernten. „Der Herr Postmeister!“ erläuterte der Führer, dann rückte er den Kober zu recht, nahm sein „Matin“ zusammen und sprach, den Pfad abwärts nehmend und halb zu Herrn von Leist gewendet, dem er scharf ins Gesicht sah dabei: „Auf die Waldecke, von der Waldecke nach dem dürren Esel, vom dürren Esel nach der einsamen Fichte, von da nach der Mühle, von da nach Langenpieske, von da geht's nach der Ober!“ —

Der Officier bemerkte augenblicklich, daß ihn der wortarme Sohn der Marken auf diese Weise orientiren und über die Richtung des Weges in Kenntniß

setzen wollte. Er ließ sich deshalb die Orte noch ein Mal nennen, was Lehnerdt in wörtlicher Wiederholung that, gleichsam als ob er ein auswendig gelerntes Sprüchlein hersage. Leist ließ sich nun noch einige Erläuterungen geben; erst als er erfahren hatte, daß man von der Waldecke, auf welche sie zuschritten, einen weit von jeder Straße abliegenden Krug, der dürre Esel genannt, liegen sehen könne, daß ferner die einsame Fichte weithin sichtbar sei, und daß es von da aus in gerader Linie nach der Mühle gehe, sagte er zu dem jungen Menschen: „Ihr denkt, daß Franzosen in der Nähe sind, und meint, daß ich mir im Nothfall meinen Weg allein suchen soll!“

„Es kann sein, es kann aber auch nicht sein!“ entgegnete Lehnerdt Schaller, in ächt märkischer Weise nur den ersten Theil der Frage und auch diesen nur höchst unvollkommen beantwortend.

Der Officier lächelte, er kannte das Landvolk, machte weiter keine Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, sondern schritt tüchtig aus. Es kam ein eigenes Gefühl von Freundigkeit und Gesundheit über den noch halbwunden Mann, er fühlte seine Kräfte, er konnte wenigstens wieder marschiren; es war ihm, als stände



er bereits wieder bei der Fahne des Königs, war er doch endlich auf dem Wege dahin.

Die beiden Wanderer erreichten die Waldecke, sie kamen an dem dürrn Esel vorüber, kurz bevor die frühe Dämmerung des Novemberabends begann. Mit einiger Verwunderung sah Herr von Leist, daß ihn sein Führer einen kleinen Umweg um einen Sumpf, der durch ein Weidicht gedeckt war, machen ließ.

„Sie brauchen im dürrn Esel gar nicht zu wissen, daß welche nach der einsamen Fichte gegangen sind!“ erklärte Lehnerdt sehr ruhig auf Leist's fragenden Blick und deutete dann auf den mächtigen Baum, der, obwohl nicht auf einer Höhe stehend, dennoch weithin sichtbar war in der offenen Ebene.

Die Dunkelheit brach jetzt rasch herein und mühsam wurde der Marsch des Officiers, denn quer durch lockeres Feld und tiefe Sandschollen schritt sein Führer, unbekümmert um Pfad und Weg, der einsamen Fichte zu, welche wie ein finsternes Gespenst, von dichten Abendnebeln umwallt, sich vor ihnen erhob und den Officier, der allgemach sich ermüdet fühlte, zu necken und zu verspotten schien. Es schien ihm nämlich, als komme er ihr gar nicht näher, als weiche sie mit

jedem Schritt, den er vorwärts thue, einen Schritt zurück. Es wurde vollständig Nacht, der gespenstige Baum war immer noch nicht erreicht, der Lieutenant stöhnte schwer und würde seinem Unwillen und seiner halben Verzweiflung wohl noch auf andere Weise Luft gemacht haben, wenn er sich nicht vor Lehnerdt Schaller geschämt hätte. Der aber schien seine Gedanken zu errathen.

„An der Fichte bleiben wir, bis der Mond aufgeht, sonst finden wir den Steg nicht bei der Obermühle!“ sagte er, und seine einfachen Worte gaben dem Officier neuen Muth. Er stieg wieder rüstig vorwärts durch den tiefen Sand, und da er bei nun völliger Finsterniß die große Fichte gar nicht mehr sah, so dünkte es ihm beinahe zu bald, als Lehnerdt Schaller plötzlich stehen blieb und sprach: „Da sind wir bei der Fichte, Herr Lieutenant, hier ist der Stein, da setzen sie sich!“

Tappend fand der Officier den Stamm des Baumes und bald saß er ganz behaglich auf dem glatten Feldstein. Müde und abgespannt verfiel er in ein tiefes Sinnen, aus dem er plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch zu seinen Füßen aufgeschreckt

wurde, er beugte sich laufend vor, dann sagte er, über sich selbst lächelnd: „Ach so, ihr eßt euer Abendbrod, Schaller? Wie ist's, habt ihr nichts für mich?“

„Am rechten Fuß des Herrn Lieutenants steht ja der Kober von der Frau Pastorin!“ antwortete Schaller kaum vernehmlich, denn vermuthlich hatte er einen starken Bissen zwischen den Zähnen.

Der Officier folgte der erhaltenen Weisung und fand in dem Kober, den Schaller ihm zu Füßen gestellt, nicht nur Brod und Salzfleisch und einige von jenen unverwüstlich harten, märkischen Knackwürsten, die ganz lose in der dünnen durchsichtigen Schale hängen, sondern auch eine tüchtige Schnapsflasche und endlich, was ihn förmlich entzückte, eine Blase mit Taback und eine kleine kurze Pfeife. Der noch übrige Theil des Kobers war von einem Hemde und zwei Paar wollenen Strümpfen eingenommen, daran erkannte der Officier die frauenhafte Fürsorge seiner greisen Cousine in der Bernekoper Pfarre.

Herr von Leist aß jetzt mit gutem Appetit zu Abend und nahm einen tüchtigen Schluck, als er aber dem Lehnerdt die Flasche bot, sagte der ablehnend: „Von der Bernekoper Pfarre geht Keiner leer, ich

habe in meinem Matin noch eine Flasche für den Herrn Lieutenant, wenn die aus ist!“

Die Begierde nach Speise und Trank war gestillt, der Officier zog die Blase aus dem Kober, im Borgenuß schon schwelgend stopfte er die kleine Pfeife; er konnte sie nicht sehen, aber fühlend erkannte er an dem Horne, daß es die Weerschaumpfeife des Erbsherrn von Bessin war, die er noch ein paar Tage zuvor sehr bewundert hatte. Lehnerdt Schaller schlug dienstfertig Feuer, und einige Augenblicke darauf kam es dem Officier vor, als ob ihm nie eine Pfeife Taback so vorzüglich gut geschmeckt hätte.

Der Officier rauchte, mit seinen Gedanken beschäftigt hatte er seines Führers nicht acht, denn sonst hätte er sich doch über dessen energische Thätigkeit wundern müssen, Lehnerdt Schaller kaute unaufhörlich Brod und Salzfleisch, und zuweilen nahm er einen Schluck dazwischen. Er aß mit dem ganzen Ernst und der vollen Feierlichkeit des märkischen Landvolkes, für welches das Essen noch ein Act von so zu sagen religiöser Bedeutung ist, während die Städter die Ernährung des Leibes, der doch der Träger der unsterb-

lichen Seele, schon längst mit frivoler Gleichgültigkeit behandeln.

Beleuchtetes Mondenlicht begann mit seinen zitternden Strahlen über die Ebene zu spielen; man konnte nicht sagen, daß der Mondschein die Gegend erhellte, sein Licht diente höchstens dazu, die Schatten noch dichter erscheinen zu lassen und unfundige Augen zu verwirren. Hans Dinnies von Leist würde es vorgezogen haben, sich seinen Weg tappend in der dichtesten Finsterniß zu suchen, als beim türkischen Strahl dieses täuschenden Lichtes, das die Gegenstände jeden Augenblick in anderer Form, in anderer Gestalt erscheinen ließ. Er suchte sein Auge zu gewöhnen, er mühte sich die Umrisse einzelner Baumgruppen vor sich festzuhalten.

Lehnerdt Schaller packte indessen den Kober wieder, hing ihn um, schob ihn rückwärts unter das Matin, und fragte endlich, nachdem er einen Augenblick marschfertig vor dem Lieutenant gestanden, ob dieser nicht nach seinem Pistol sehen wolle.

Der Officier fuhr auf, zog ein kleines Pistol aus der Brusttasche seines Ueberrocks und untersuchte mechanisch die Pfanne, dann blickte er seinen Führer

fragend an, ohne zu bedenken, daß derselbe in der Dunkelheit unmöglich die Frage von seinem Gesicht lesen konnte.

„Meinst du, daß Franzosen in der Nähe sind?“ fragte er, hinter Lehnerdt herschreitend, der sich in Marsch gesetzt hatte.

„Der Herr Postmeister sagte, daß Franzosen in der Niedermühle wären,“ entgegnete der Bursche, „und daß sie zuweilen Leute nach der Obermühle vorschicken thäten. Bei der Obermühle müssen wir über den Steg, die Müllersleute sind gut, aber der Knappe taugt nichts, und man kann doch nicht wissen.“

Wiederum ging der Marsch im schwachen Mondlicht und tiefem Schweigen durch den Sand wohl eine Stunde Weges weiter; der Officier hatte längst seine Pfeife ausgeraucht und er mußte alle seine Kräfte aufbieten, um dem Burschen zu folgen, der keine Müdigkeit zu kennen schien und bei der geringen Helle seinen Weg so sicher verfolgte, als leuchte ihm der helle Sonnenschein. Der Officier bemühte sich vergeblich, sich einigermaßen zu orientiren, er sah nur dunkle Schatten, bald rechts, bald links in einiger Entfernung. Solche Märsche aber, bei denen man

wenig oder nichts sieht, sind doppelt angreifend und ermüdend.

Plötzlich stand Lehnerdt Schaller und flüsterte dem Officier zu: „Das ist die Obermühle, viel Licht, die Müllersleute sind nicht allein.“

Der Lieutenant erkannte bald, daß er am Rande einer ziemlich tiefen Schlucht stand, in deren Grunde ein nicht unbedeutendes Wasser floß, dessen Rauschen er ganz deutlich vernahm; die Mühle stand still, wenigstens vernahm man das Klappern nicht. Herr von Leist zog seine Uhr und ließ sie repetiren.

Acht Uhr!

„Herr Lieutenant,“ sagte jetzt Schaller leise, „wir müssen über den Steg an der Mühle, und wenn ein französischer General drin wäre, es giebt für uns keinen anderen Weg. Gehen sie dicht hinter mir her, so rasch als möglich, der Hund wird anschlagen, dann stelle ich mich an's kleine Fenster der Mühle, es ist nur eins auf der Seite, klopfen und spreche mit den Leuten, sie aber halten sich nicht einen Augenblick auf, laufen rasch über den Steg und springen drüber die Schlucht hinauf, sie können gar nicht fehlen, immer grade aus; wenn sie oben sind, halten sie sich ein

wenig links und laufen berglein, bis sie auf einen Erlensbusch stoßen, sie werden's da ein wenig naß haben, aber nicht zu sehr, in dem Erlensbusche warten sie von jetzt ab eine Stunde, man weiß nicht, was passiren thut. Komme ich in einer Stunde nicht, so gehen sie ruhig weiter, immer grade aus, es ist naß da, aber es hat jetzt nichts zu sagen, und bis nach Langenpieske ist keine Meile, dort aber lassen sie sich zum Schulzen Hans Jochem führen, geben ihm das Wort, bestellen ihm einen Gruß vom Herrn Postmeister und können dann ganz sicher sein, daß er sie auch ohne mich über die Ober bringen wird.“

Herr von Leist, der wohl begriff, daß er Lehnerdt's Anordnungen ganz unbedingt Folge leisten müsse, wenn er nicht in die Hände der Franzosen fallen wolle, die ihn schon an seinen Narben im Gesicht augenblicklich als preussischen Officier erkennen würden, ließ sich seinen Weg noch einmal so genau als möglich beschreiben und wollte, nachdem dies geschehen, eben das Zeichen zum Aufbruch geben, als plötzlich ein eigenthümliches Geräusch aus der Mühle heraufdrang.

„Sie singen!“ sagte Schaller augenblicklich und lauschte aufmerksam.

Die beiden Wanderer vernahmen eine tiefe Bassstimme, welche sang:

En casaquin  
De Nankin  
Vient une grisette  
Oeil brillant,  
Scintillant,  
Sait agacer maint galant.

Loin de quinquet  
Un bosquet  
Tente la fillette:  
C'en est fait  
L'amour fait  
Le plus aimable méfait!

Dann fielen mehrere Stimmen mit dem Refrain des pariser Gassenhauers ein:

O vous tous, amis du tonneau,  
Rendez-vous à la courtille.  
Aussitôt que le jour pointille  
Atablez-vous chez Ramponneau?

„Es sind vier Franzosen in der Mühle,“ sagte Lehnerdt Schaller mit großer Bestimmtheit, als er den Refrain gehört, „sind der Herr Lieutenant bereit?“

„In Gottes Namen vorwärts!“ entgegnete Herr

von Leist, als die Franzosen in der Mühle ihren Gesang aufs Neue begannen.

Der Officier armirte sein Pistol und schritt dicht hinter dem jungen muthigen Führer her den Abhang hinab; er fühlte sein tapferes Herz gewaltig schlagen, sie kamen zur Mühle, helles Licht fiel durch das kleine Fenster der Müllerstube auf den Pfad und zeigte dem Lieutenant die schmale Planke, die über das ziemlich tiefe Mühlwasser als Brücke geworfen war. Laut bellend schlug der Hund an, als die beiden Wanderer um die Ecke des Hauses traten, der Officier stuzte unwillkürlich, aber „vorwärts!“ flüsterte Lehnerdt und stand mit einem Sprunge vor dem kleinen Fenster, den Raum völlig verdunkelnd. Herr von Leist huschte hinter ihm weg, der Hund bellte furchtbar, der muthige Junge aber klopfte derb an die Fensterscheibe.

Der Gesang schwieg.

„Wer da?“ schrien die Franzosen wie aus einem Munde und fuhren empor von ihren Sitzen hinter dem Tisch.

Der Müller öffnete das Fenster.

„Guten Abend,“ grüßte Schaller ruhig, „wie weit habe ich noch bis zum dürrn Esel?“

Er fragte mit Absicht so, um glauben zu machen, daß er über die Planke gekommen sei.

Der Müller wollte eben antworten, da rief plötzlich eine Stimme dicht hinter Schaller: „aux armes! aux armes!“ und eine andere zeterte hinterdrein: „es ist Einer über die Planke, ich hab's gesehen!“

Es war ein Franzose, der mit dem Mühlknappen aus dem wenige Schritte gegenüberliegenden Stalle kam.

„Haltet ihn! haltet ihn!“ schrien die Franzosen.

Lehnerdt Schaller bückte sich gewandt unter der Hand durch, die von rückwärts nach ihm griff, aber nur seine Mütze faßte, er flog der Planke über das Mühlwasser zu, der Franzose, laut fluchend, leichtfüßig hinter ihm her. Der junge Mensch schoß über die Planke hin, noch ehe er aber das Ende der schmalen Brücke erreicht hatte, fühlte er, daß sein Verfolger sie auf der andern Seite betrat; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wendete er sich, sobald er das Ufer betreten, warf sich auf's Knie, und eine Secunde später rollte die Planke klatschend in's Wasser, mit ihr

versank der verfolgende Franzose, einen schrillen Schrei ausstoßend, in den dunkeln Fluthen des Mühlbachs.

Gewaltig athmend richtete sich Lehnerdt Schaller auf, fluchend und lärmend tobten drüben die Franzosen durcheinander, die nicht wußten, was sie thun sollten, denn Alles, was wir jetzt erzählt haben, hatte sich so blitzschnell zugetragen, daß den Leuten das Verständniß völlig fehlte, das ihnen der Mühlknappe, der nicht französisch reden konnte, auch nicht zu geben vermochte.

Lehnerdt's Verfolger mußte augenblicklich ertrunken sein, wahrscheinlich von einem Schlagfluß getroffen, man vernahm keinen Laut mehr von ihm, und die Kameraden glaubten ihn auf der Verfolgung des Flüchtigen, bis sie entdeckten, daß die Planke über das Mühlwasser abgeworfen war.

Der wackere märkische Dienstmann vom Bessiner See war indessen ein Stück am Mühlwasser hingelaufen, damit, wenn er etwa verfolgt oder beobachtet werde, die Feinde glauben sollten, daß er sich der Nieder-Mühle zugewendet, als er aber an eine Stelle des Mühlengrundes kam, wo am Abhange die Fichten höher und dichter standen und tieferen Schatten

gaben, da froch er mit raschen, aber fast unhörbaren Bewegungen die Böschung hinauf und rannte auf der andern Seite, sich mehr nach rechts aufwärts wendend, in vollem Laufe hinunter. Bald fühlte er, daß der Boden unter seinen Füßen weicher wurde, er sah im flimmernden Mondenschein die Erlengebüsche, er wußte, daß er sich am Rande eines Luches befand, und daß sein Weg gefährlich wurde, dennoch mäsigte er kaum die Schnelligkeit seines Laufes, bis er im schwachen Dämmer den größern Erlenbusch vor sich sah, den er dem Lieutenant von Leist als Rendez-vous bezeichnet hatte. Jetzt ging er langsamer, er zog die Flasche aus seinem Mäntel und that einen tüchtigen Zug, darauf begann er mit leiser Stimme zu brummen:

Und wenn der große Friedrich kommt  
Und klopft nur auf die Hosen,  
Dann flieht die ganze Reichs-Armee,  
Panduren und Franzosen.

Kaum hatte er diesen einzigen Vers, den er wußte von dem alten Friedericianischen Siegesliede, beendet, als der Lieutenant zu ihm trat und mit bewegter Stimme sagte: „Willkommen, Lehnerdt, das soll euch nicht vergessen werden!“ Er drückte ihm die Hand. Der Bursche war empfänglich für dieses

Zeichen der Dankbarkeit, es erfüllte ihn mit mächtigem Stolz, aber er sagte nach seiner Landesart kein Wort dazu, sondern schritt mit rüstiger Schnelligkeit auf dem nassen Pfad fort, der sich durch das Luch hin in tausend Krümmungen wand, ein Pfad, den er in der Nacht besser fand, als ihn ein Anderer am Tage gefunden haben würde. Erst als sie ein tüchtiges Stück des Weges hinter sich hatten und es wieder über ein trocknes Sandfeld etwas lehnan vorwärts ging, begann der Officier ein Gespräch,

„Gott sei Dank, daß ihr kamet, Lehnerdt, den Weg hätte ich nimmermehr gefunden!“ sagte er halblaut.

„Nein, den hätten der Herr Lieutenant nicht gefunden,“ entgegnete Lehnerdt einfach, „aber wenn sie, wie ich gesagt habe, immer geradeaus gegangen wären, so würden sie auch durchgekommen sein, denn das Wasser steht jetzt nirgendwo hoch, und es hatte keine Gefahr.“

„Und wie war's an der Mühle?“ fragte der Officier.

Lehnerdt Schaller erzählte jetzt ruhig, was er gethan hatte, und setzte mit einem Gleichmuth, der

unter andern Umständen empörend gewesen wäre, hinzu, wie er nicht glaube, daß der Franzose, den er in das Mühlwasser gestürzt, mit dem Leben davon gekommen sei, denn der Fall des reisenden Baches sei zu stark.

Herr von Leist machte keine Bemerkung, er hatte in der letzten Zeit den Tod in zu vielen Gestalten gesehen, als daß das Leben eines Feindes ihm irgend von Bedeutung hätte erscheinen können.

Noch eine starke Stunde mußten die Flüchtlinge marschiren, und der Officier fühlte sich bis zum Tode erschöpft, als er endlich in nicht allzu weiter Ferne Hundegebell vernahm und eine Uhr schlagen hörte.

„Da ist Langenpieske!“ sagte Lehnerdt tröstend, trat dann dicht an den Lieutenant, legte dessen linken Arm, ohne ihn weiter zu fragen, um seinen Hals und schritt weiter, dem wirklich Wankenden also zur Stütze dienend.

Sie erreichten das Dorf endlich. An dem be-  
reisten Zaune der ersten Hütte war ein Graben, da-  
hin brachte der junge Mensch den Officier und ließ  
ihn niedersetzen, wickelte ihm seinen Matin um die  
Schulter, flüsterte einige Worte, die wie Trost klangen,

und eilte mit raschen Schritten davon. Kaum war  
der Lieutenant allein, als ihn die Müdigkeit über-  
mannte, er sank zurück und schlief auf kalter Erde  
in Lehnerdt Schaller's Matin gehüllt und mit dem  
Kopf an den Zaun gelehnt fest ein.

Er vermochte nicht aufzustehen, er vermochte kaum  
sich zu besinnen, als er geweckt wurde; zuerst sah er  
nur eine Laterne, die vor ihm an der Erde stand,  
dann erkannte er Lehnerdt's Stimme, der ihn an den  
Schultern aufhob und zu einer dritten Person sagte:  
„Faßt an, Schulze, wir müssen ihn auf den Wagen  
tragen.“

Herr von Leist ermannte sich, er stand auf seinen  
Füßen, der Frost kam über ihn so gewaltig, daß seine  
Zähne aneinander klapperten; kaum vermochte er den  
Hals der Flasche mit den Lippen zu fassen, die ihm  
ein stattlicher Bauer an den Mund hielt. Erst nach-  
dem er einen tiefen Zug gethan und die wärmende  
Kraft des Branntweins fühlte, kam er ganz wieder  
zu sich.

„Ihr seid es, Lehnerdt!“ sagte er, die Hand auf  
die Schulter des treuen Begleiters legend.

„Gott sei Dank, Herr Lieutenant!“ antwortete



der ehrliche Bursche mit einer Stimme, der man die Freude anhörte, „hier ist der Schulze von Pieske, der uns gleich weiter bringen will, weil auf morgen Franzosen im Dorfe angefangt sind.“

„Heute kann ich sie noch fortbringen, Herr Lieutenant,“ nahm jetzt der Schulze, eine hohe, hagere Gestalt im langen blauen Rock und mit einer mächtigen Pelzmütze auf dem Kopfe, das Wort, „morgen geht es vielleicht nicht mehr, kommen sie; die Leute sollen nicht sagen, daß der Schulze von Pieske einen Officier des Königs verlassen hätte, so lange er noch ein Paar dralle Pferde vor seinem Wagen und eine gesunde Faust an seinem Leibe hat.“

Die Beiden trugen den Edelmann mehr, als daß sie ihn führten, zu dem kleinen Korbwagen, der auf der Dorfstraße hielt, sie wickelten ihn sorglich in einige Pferdedecken und schoben ihn dann in das Stroh, das hinter dem Brette aufgeschichtet war, welches, in ein Paar Stricken hängend, einen sehr beweglichen Sitz bildete.

Herr von Leist hatte sich fest vorgenommen, wach zu bleiben, kaum aber hatte sich der Wagen auf dem weichen Sande sanft in Bewegung gesetzt, als ihn der

Schlaf sofort wieder überfiel; er wußte einige Augenblicke darauf schon nichts mehr von dem, was um ihn her geschah.

Lehnerdt Schaller, der sein Matin wieder ungenommen hatte, ging mit der Laterne vorsichtig den Weg suchend voran, hinter ihm folgte Hans Vochem, der Schulze von Langenpieske, der seine Pferde am Kopfe führte. So fuhren sie langsam in ziemlich weitem Bogen um das Dorf herum, bis sie endlich, weit jenseits desselben, die Fahrstraße durchschnitten und in einen Nebenweg einlenkten, der bald tief in den Forst führte.

Der Lieutenant bemerkte es nicht, als die beiden Männer aufstiegen; er trank, als Lehnerdt ihm den Kopf aufhob und ihm die Flasche an den Mund setzte, aber er fiel augenblicklich wieder in den tiefen Schlaf, aus dem er erst, fröstelnd zwar, aber doch sehr gestärkt und frisch erwachte, als die fahle Helle des Wintermorgens bereits um die Wipfel der Fichten spielte und die furchtbar harten Stöße des Wagens an Steinen und Wurzelwerk selbst die Ruhe eines Todten hätten stören können.

Mit sichtlicher Freude begrüßte Lehnerdt das Er-

wachen des Officiers, obgleich er weiter nichts sagte, sondern ihm nur sofort die Flasche reichte, die er als Arzneimittel gegen Körperschwäche zu betrachten schien. Der Schulze nickte ihm ernsthaft zu von seinem schaukelnden Brettersitz und deutete mit dem Peitschenstiel auf einen großen Kober hinten im Wagen. Lehnerdt begriff das gleich, und bald erquickten sich die Flüchtlinge, wie man sie wohl nennen darf, an einem tüchtigen Frühstück.

Es ward nach und nach vollkommen hell, der Lieutenant fühlte sich ganz frisch und munter, er rauchte behaglich seine Pfeife, und zur Verbesserung seiner Stimmung trug es nicht wenig bei, daß der Schulze beim Herausfahren aus dem Walde, auf eine alte krumme Fichte dicht am Wege deutend, sagte: „Die Luft ist rein, kein Franzose auf dem Wege, sonst hätte der Pastor von Lanke hier schon in aller Frühe einen Pflock in den alten Baum schlagen lassen. Das ist unser verabredetes Zeichen.“

Lustig rasselte das leichte Wäglein auf ziemlich gebahnter Straße ins Land hinein, und Herr von Reist gab sich bereits der Hoffnung hin, daß er nun glücklich die Ober erreichen werde, als der Schulze

plötzlich die Pferde in ihrem Trab hemmte und die Reine straff haltend sprach: „Da kommt Einer, der uns Zeichen macht, was soll denn das heißen?“

„Er zeigt rückwärts, wir sollen umkehren!“ rief Lehnerdt Schaller, dessen helles Auge an dem hastig Näherkommenden haftete.

„Das ist des Pastors Knecht aus der Lanke!“ sagte der Schulze, den Näherkommenden erkennend.

„Kehrt um, Schulze,“ rief der Knecht jetzt schon aus weiter Ferne, „Franzosen in der Lanke, Cavallerie, sie gehen auf Modrub, ihr kommt nicht mehr über die Lommelhaide!“

Der Schulze nahm die Mütze ab und fragte sich hinter dem Ohr, einen Augenblick war der wackere Mann unschlüssig. „Waren die Franzosen schon abmarschirt aus der Lanke, Landsmann?“ fragte er den Knecht.

Dieser verneinte.

„Nun, dann sag' dem Herrn Pastor einen schönen Gruß, Mann. Adjes! Vorwärts in Gottes Namen!“

Damit hieb er auf die Pferde, daß sie mit raschem Satz ansprangen und dann auf der glatten Straße in vollem Laufe vorwärts dahinjagten.

## Achtes Capitel.

### Auf der Haide.

---

Der Schulz ließ seine muthigen Pferde scharf austraben, der leichte Wagen flog wie ein Pfeil auf dem festen Wege dahin, und die drei Männer darin sprachen kein Wort. Es verging eine Stunde fast, dann traten die einzelnen Fichtengruppen, zuweilen mit eingesprenkten Birken, die man schon weit in der Entfernung gesehen, wieder näher an den Weg, deckten ihn bald auf einer, bald auf der andern Seite, bald auf beiden, schlossen sich endlich dicht und immer dichter an einander, bis der Schulz die Leine locker ließ und seine Rosse heiß und keuchend im Schritt dahin gingen, im tiefen Sande des Waldweges.

Jetzt drehte sich Hans Jochem um nach dem Officier im Wagen und sprach mit ernsthaftem Antlitz, ohne eine Miene zu verziehen: „Wir sind in der Lommelhaide, Herr Lieutenant, ich glaube nicht, daß wir drüber kommen, ohne von den Franzosen, die von der Lanke her marschiren, entdeckt zu werden, denn die Haide ist offen sogleich wenn wir über das Wuhlwasser sind. Die Franzosen werden uns verfolgen, und wenn's auch nur wegen der Pferde, des armen Viehes, wäre. Es giebt nur den einen Damm, wir müssen über die Wuhle, das arme Vieh thut sich jetzt verschlaufen, sind wir drüben, so werde ich aus dem Zeuge fahren; werden wir verfolgt, so steigen sie hinter dem Kreuzbusch aus und Lehnerdt führt sie durch die Biesenthaler Forst nach Briß zu meinem Schwager; Lehnerdt kennt den Weg dahin, mein Schwager aber wird sie beim alten Zoll in Hohen-Saaten über die Oder bringen und ihnen auch drüben die Wege weiter weisen nach Wrechow. Wenn wir über die Wuhle sind, müssen sie sich im Wagen niederlegen, Herr Lieutenant, und Lehnerdt auch, daß die Franzosen sie nicht sehen, komme ich glücklich bis zum Kreuzbusch, dann will ich sie schon hinter mir herlocken, die verdammten Kerle!“

Der Schulz drehte sich um und sah wieder nach seinen Pferden, der Lieutenant streckte sich lang aus im Stroh und Lehnerdt that ein Gleiches, so fuhren sie langsam dahin und ein schöner heller Novemberhimmel war über ihnen. Ein schlecht gehaltener Dammweg führte über das breite moorige Wuhlwasser, und die Sonne stieg immer höher. Der Damm war zu Ende, die Blöße lag vor ihnen, „ich sehe noch keinen Franzosen!“ sagte der Schulz scharf auslugend mehr zu sich selbst, als zu den Andern, dann trieb er seine Kasse an. Nach allen Seiten hin streiften die forschenden Blicke des ehrenfesten Mannes, vorzüglich hatte er eine Waldecke linker Hand im Auge, die er immer wieder mißtrauisch beobachtete; dieselbe war allerdings ein gutes Stück Weges entfernt, aber die Haide war bis dahin ganz offen. Endlich kam der Wagen auf gleiche Höhe mit jener Waldecke, nach und nach ließ er sie etwas hinter sich.

„Herr Lieutenant, ich glaube, wir kommen noch —“ begann der Schulz, aber er brach mitten im Satz ab und hieb auf seine Pferde, daß diese hochaufbäumend ansprangen und dann schnaubend dahin jagten.

„Die Franzosen, zwei, drei,“ sagte Lehnerdt, der

auf der linken Seite im Wagen lag und durch eine Lücke zwischen der Hürde und der Leiter sehen konnte, „es sind Dragoner mit Roßschweifen, wie die welche in Bessin waren.“

„Dragoner haben schwere Pferde!“ bemerkte der Lieutenant.

„Jetzt haben sie uns gesehen!“ rief Lehnerdt, „sie setzen ihre Pferde in Trab, sie schwenken ein, da kommt noch ein ganzer Trupp.“

Der Schulz sagte kein Wort, er peitschte ohne Barmherzigkeit seine Kasse, das arme Vieh, das er sonst so sehr liebte.

Die Heze auf der Lommelhaide war los, hohe Jagd auf Menschenwild, obwohl die französischen Cavalleristen wohl nur auf ein Paar Pferde zu jagen meinten.

Der Lieutenant kroch auf Schaller's Seite, er mußte selbst sehen.

„Sie kommen näher,“ sprach er, nachdem er eine Weile beobachtet hatte, „aber sie kommen nur langsam vorwärts; wären ihre Pferde nicht so schwer oder so marode, sie müßten schon viel näher sein!“

Der Cavallerie-Officier folgte mit kundigem Blick

allen Bewegungen der feindlichen Reiter, die drei vordersten kamen in schiefer Richtung dem Wagen näher, die zwei zunächst folgenden brachen plötzlich rechts aus.

„Zwei Dragoner gehen rechts, sie denken uns den Weg abzuschneiden!“ sagte der Officier laut.

Der Schulze lachte in dem ihm eigenen tiefen Tone.

„Sie reiten in den Sumpf!“ bemerkte Lehnerdt, das Lachen des Schulzen erklärend.

Indessen kamen die Dragoner immer näher, und plötzlich blitzte es drüben, ein leichter blauer Rauch wirbelte auf und ein schwacher Knall folgte.

„Der Kerl ist toll, auf solche Entfernung zu schießen!“ meinte Herr von Leist.

„Er will uns befehlen, Halt zu machen!“ murkte der Schulz, ohne sich umzusehen, „aber ich bin harthörig und ein schlechtes Gesicht habe ich auch auf der Haide, nichts gesehen, nichts gehört!“

Er hieb auf die Pferde, die sich aufs Aeußerste angriffen, dennoch kamen die feindlichen Reiter immer näher.

„Die zwei dahinten, die rechts geritten, kehren um!“ meldete der Lieutenant.

„Der Sumpf ist tief!“ entgegnete Lehnerdt einfach.

„Machen sie sich fertig, Herr Lieutenant,“ sagte jetzt der Schulz ohne sich umzudrehen, „wir werden gleich am Kreuzbusch sein, wenn ich sage: vorwärts! dann springen sie auf und hinein in den Busch, die Kerle lassen ihnen nur einen Augenblick! Lehnerdt, vergiß den Kober nicht!“

Der Wagen schoß vorwärts mit unverminderter Schnelligkeit, einige einzelne Fichtenstämme flogen vorüber, bald wurden sie dichter —

„Vorwärts, in Gottes Namen!“ rief der Schulz.

Der Lieutenant erhob sich sofort und sprang hinaus, er fiel lang hin in den tiefen Sand; Lehnerdt Schaller half ihm rasch aufstehen und zog ihn über einen verfallenen Graben, an welchem ein halb eingesunkenes steinernes Kreuz stand, das dem Busch den Namen gegeben, hinein in das Holz, das durch den jungen Anwuchs zwischen den Stämmen sie den Augen der Verfolger entzog. Herr von Leist warf einen letzten Blick auf die Haide, der wackere Schulz rollte schon in weiter Entfernung dahin.

Der Weg war schwer, oder vielmehr es war gar kein Weg; durch die dichten Kiefern drängten sich die Flüchtlinge, der spitzen Nadeln nicht achtend, die ihnen unaufhörlich ins Gesicht schlugen.

Sie hörten einige Schüsse knallen, der Lieutenant blieb stehen, Lehnerdt faßte sofort seine Hand und zog ihn weiter.

„Sie sind uns noch zu nahe!“ flüsterte der wackere Bursch, „den Schulzen aber haben sie nicht gekriegt, sonst hätten sie nicht geschossen, ihre Pferde waren zu müde!“

Ein eigenthümliches aber sehr zuversichtliches Hohnlachen flog über die breiten Flügel Lehnerdt's, der Officier aber freute sich daran, denn die gute Zuversicht, die der tapfere Bursch zeigte, steckte ihn an; auch er glaubte jetzt sicher, daß der ehrenfesteste Schulz von Langenpieste den eifrigen Verfolgern entronnen, die er hinter sich hergeloct, um ihre Flucht zu begünstigen und zu sichern.

Gleich darauf vernahmen die Flüchtlinge Trompetenklang hinter sich, wahrscheinlich sammelte der feindliche Officier seine Leute, die sich bei der Verfolgung auf der Haide zerstreut hatten.

Der junge Mann und sein Führer wanderten den ganzen Tag, sie vermieden alle größern Straßen, deren sie mehrere kreuzten, machten Mittag an einem trockenen Sandplatz und wechselten nur wenige Worte. Herr von Reist marschirte heute viel besser, als gestern, und hatte mehr mit den Regungen der eigenen Ungeduld, die ihn rastlos vorwärts trieb, als mit den Schwierigkeiten seiner Fußwanderung zu kämpfen, die allerdings auch gering zu nennen waren, denn der Sand stand, wie man in der Mark sagt, der Weg war also fest und lief immer in der Haide hin, keine Menschenseele begegnete ihnen den ganzen Tag über. Es begann dunkel zu werden, der Officier schritt immer noch ruhig und geduldig hinter seinem Führer her; vielleicht wäre er nicht so ruhig gewesen, wenn er auf Lehnerdt geachtet hätte, der zwar mit ächt märkischem Eigensinn den Pfad verfolgte, auf dem er sich befand, der aber ziemlich ängstliche und verlegene Blicke von Zeit zu Zeit auf seinen Gefährten richtete, denn die Wahrheit zu sagen, so hatte Lehnerdt Schaller sich verirrt. Aber er schritt tapfer aus, denn glücklicher Weise hatte er bald erkannt, wohin er sich verirrt hatte; er war nämlich zu weit in die Neustädter

Stadthaide gekommen, hatte den Weg nach Britz oder Chorinchen verfehlt und befand sich nun am Rande der Pieper Haide. Er hatte keinen Umweg gemacht, im Gegentheil hatte er sich der Ober mehr genähert, als das der Fall gewesen sein würde, wenn er nach Britz gegangen wäre, aber er wußte für die Nacht keine Unterkunft für seinen Officier, und das war es, was ihn hauptsächlich bedrückte; zwar glaubte er sich auf dem Wege nach dem Sandkrug zu befinden, einem einsamen Etablissement in der Haide, aber er kannte die Entfernung nicht genau und fürchtete, die Müdigkeit werde dem Lieutenant nicht gestatten, die Herberge zu erreichen. Aber entweder waren die Kräfte des Officiers bedeutend gestiegen, oder der Weg war kürzer, als der gute Bursch gemeint, denn Hundegebell verkündete bald, daß sich die Flüchtlinge einem bewohnten Orte näherten, von dem Lehnerdt gar nicht zweifelte, daß es der Sandkrug sein werde.

Herr von Leist fragte nicht, das Beispiel vielleicht seines Führers, vielleicht auch die lange Wanderung durch die schweigende Haide hatte ihn schweigsam gemacht; er war müde und deshalb vernahm er nicht ungern das Hundegebell, das ihm die Nähe des

Nachtquartiers verrieth, aber er fühlte auch, daß er im Stande sei, trotz der Müdigkeit, noch weiter zu gehen, und darum wußte er nicht recht, ob er sich freuen sollte über den Aufenthalt.

Schon sah man den Lichtschimmer zwischen den Bäumen, und noch immer sprachen die Wanderer nicht, da blieb endlich Schaller stehen und bat den Officier zu warten, damit er zuvor erkunde, ob nicht etwa Franzosen im Kruge wären.

Der Lieutenant nickte und lehnte sich bequem an den nächsten Baum; er mußte ziemlich lange harren, aber er wurde nicht ungeduldig, und endlich kehrte sein treuer Führer zurück.

„Herr Lieutenant,“ meldete Schaller, „Franzosen sind nicht im Kruge, aber Preußen, Kanzionirte, wohl ein Duzend, wüßte Kerle, der Krugwirth hat eine Kammer an der Stube, wo er sie unterbringen wird; die Soldaten dürfen sie nicht sehen, der Herr Postmeister hat mir noch besonders befohlen, den Kanzionirten aus dem Wege zu gehen, weil sie das in die größte Gefahr bringen könne. Kommen sie, der Krugwirth wartet an der Hintertür!“

Ohne ein Wort der Entgegnung folgte Leist, und

bald trat er durch eine schmale Hinterthür, an welcher ihn der Krugwirth mit dem leise geflüsterten Gruß der Patrioten empfang, in einen engen Hofraum. Von da geleitete ihn derselbe durch eine finstere Küche in eine ziemlich saubere Kammer.

Leist sah sich um; auf einem braunroth angestrichenen Tische stand ein dünnes Talglicht in einem Drahtleuchter und verbreitete schwache Helle in dem kleinen Raum. Unter dem Fenster war ein sauberes Bett mit blau und weiß quadrirtem Ueberzuge; ein Schrank und drei hölzerne Stühle, deren steife Lehnen in Form einer Acht, mit einem herzförmigen Loch in der oberen Hälfte, geschnitten waren, bildeten das ganze Ameublement. Eine dünne Bretterwand schied die Kammer von der Wirthsstube und der Officier vernahm ganz deutlich das Gespräch, das die Preussischen Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, drüben mit einander führten.

Der Krugwirth legte den Finger auf den Mund und deutete nach der Wand, Leist verstand den Mann wohl, aber er sah ihn dennoch mit großer Befremdung an, denn das Gesicht desselben kam ihm nicht nur sehr bekannt vor, sondern er wußte ganz genau, daß

er dasselbe in Berlin gesehen, er wußte nur nicht gleich, bei welcher Gelegenheit. Doch hier war nicht der Ort, sich zu erklären, er nickte, der Geberde des Krugwirthes zustimmend, und lagerte sich, als dieser ging, sofort nicht ohne Behaglichkeit auf das Bett. Er ruhte sich, aber er schlief nicht, das Hin- und Herreden der Leute in der Wirthsstube hinderte ihn vielleicht am Einschlafen, dennoch hatte er anfänglich nicht weiter Acht auf das, was gesprochen wurde.

Nach einer ziemlichen Weile erst kam der getreue Lehnerdt Schaller und brachte seinem Officier eine heiße Biersuppe in einem irdenen Napfe, die dieser trotz des verbogenen Blechlöffels mit großem Behagen verzehrte.

Mit großer Befriedigung sah Lehnerdt dem Essenden eine Weile sehr aufmerksam zu, es war, als zähle er ihm die Löffel einzeln nach, dann flüsterte er, nach der Wand rückwärts zeigend: „Die führen wunderliche Reden, kehren um, sind nicht über die Oder gekommen, sagen sie; es ist was mit ihnen, der Krugwirth fürchtet sich vor ihnen, er hat sie zum gnädigen Herrn nach Köthen gewiesen, der läßt alle Soldaten über die Oder führen, aber sie wollen nicht hin. Ein



Unterofficier ist ihr Anführer, sie haben eine Wache vorn an der Hausthür!“

Diese Mittheilung machte den Lieutenant aufmerksam, und als sich Lehnerdt mit dem leeren Napf entfernt hatte, suchte Herr von Leist die Reden der Soldaten in der Wirthsstube zu verstehen. Das war nicht schwer, denn dieselben wurden laut genug geführt, aber der Officier konnte aus denselben nichts besonderes entnehmen. Es waren eben Reden, wie sie eine verwilderte Soldateska führt, die nach einer Niederlage seit Wochen flüchtig durch's Land schwärmt und immer mehr entartet. Rohe Scherze, wilde Ausbrüche des Zornes, des Unmuthes oder der Verzweiflung, Zoten und Flüche, sehr begehrlliche und doch auch wieder sehr bescheidene Wünsche wechselten in bunter Folge mit einander ab. Herr von Leist, dem dergleichen Dinge alle schon zur Genüge bekannt waren, wollte es eben aufgeben, länger diese Gespräche zu belauschen, die durchaus kein Interesse für ihn hatten, als er plötzlich dicht neben sich eine Unterredung vernahm, die flüsternd geführt wurde.

Der Officier begriff, daß die beiden Sprechenden

allein an einem Tisch dicht an der Brettwand saßen, welche die beiden Räume schied.

„Wir müssen fort, Schober!“ sagte der Eine, „diese Bande ist zu groß, morgen werden wir scharf verfolgt! Wilhelm giebt's für sicher, daß sie hat Anzeige machen lassen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete der Andere, „sie hat Courage für drei Männer, das weiß ich, aber was kann sie machen? Die Gerichte thun nichts, weil der Feind im Lande ist, die Leute hier in der Gegend haben ihn gehaßt wie die Sünde, sie finden's gerecht, und wenn sie noch mehr Courage hätte, sie kann nichts machen.“

„Sie hat an den französischen General geschrieben, der in Freienwalde steht, heute sind Franzosen in Oberberg gewesen!“ lautete ein neues Argument.

„Die finden Keinen, der sie durch die Pieper Haide führt, und wir haben unter den Franzosen auch unsere Freunde,“ versetzte der Andere zuversichtlich, „übrigens, wer weiß, ob die Franzosen unsertwegen nach Oberberg gekommen sind, seit gestern ist eine allgemeine Bewegung.“

„Aber was willst du denn eigentlich, Schober,

auf was wartest du? ich möchte weg aus der Gegend; ich fürchte mich vor ihr, mir zetert immer noch ihre Stimme in die Ohren, als ich sie an den Bettpfosten band, ich wollte, daß ich nicht dabei gewesen wäre!“

„Feiger Hund!“ zürnte der, welcher der Anführer zu sein schien.

„Ich bin nicht feige, Schober,“ entgegnete der Gescholtene, „das weißt du, aber sie hatte recht, hol mich der Teufel! sie hatte recht, als sie schrie: Elende, so viele über Einen, der nur eine Hand hat!“

„Er war ein Verräther,“ entgegnete der Andere, „er hat den Preussischen Staat verrathen helfen an die Franzosen, wir haben ihn nicht ermordet, wir haben ihm einen Geistlichen gegeben und haben ihn dann hingerichtet.“

„Alles gut, aber ich wollte doch, daß ich nicht dabei gewesen wäre!“

„Du bist aber dabei gewesen,“ höhnte der Kamerad, „und das kann der Teufel selbst nicht ungeschehen machen!“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete der, „aber eben darum will ich fort, ich habe keine Lust, mich fangen zu lassen!“

„Und ich muß noch vierundzwanzig Stunden hier bleiben!“ beharrte der Andere.

„Dann bleibe hier, ich gehe, aber ich sage dir, ehe es morgen Mittag läutet, bist du geliefert; deine Geldgier bringt dich in Noth, Schober, ich will's dir sagen, du wartest auf das französische Frauenzimmer, mit dem du schon zwei Mal zusammen gewesen bist, ich will mich hängen lassen, wenn das Teufelsweib dich nicht zu der ganzen Geschichte angestiftet hat. Aus Liebe hast du's nicht gethan, das Weib ist zwar noch ganz schmuck, du aber bist in deinem ganzen Leben nicht sehr für's Frauenzimmer gewesen, also, sie hat dir Geld gegeben und du willst noch mehr Geld von ihr. Meinetwegen, aber warum schleppst du diese Menschen da mit dir? Einzeln, oder allein mit mir, würdest du viel sicherer sein, oder hast du noch einen Streich der Art vor?“

„Und wenn das wäre?“ fragte Schober.

„Nun, dann wäre ich nicht mit dabei!“ entgegnete der Andere.

„Vermuthlich würde es auch ohne dich gehen!“ versetzte der Anführer höhniisch.

„Das denke ich auch,“ meinte der Andere entschlossen, „wir sind geschiedene Leute, Adjes!“

„Donnerwetter,“ schrie der Wilde, „also ist das dein Ernst, du willst doch nicht mitten in der Nacht auf die Haide?“

„Ich will lieber mitten in der Nacht durch die Haide gehen, als mich hier im Kruge fangen und weiter transportiren zu lassen.“

„Geh zum Teufel, dummer, feiger Hund!“ fluchte der Anführer, „meinetwegen laß dich die todte Raze lecken, elender Kerl! verlaß deinen Kameraden, der dir bei Jena das Leben gerettet hat, Lumpenkerl!“

„Schimpfe, so viel du willst, Adjes!“

Offenbar wollte sich der Eine wirklich entfernen, der Andere aber sprang ihm nach und hielt ihn zurück; er flüsterte eifrig ihm zu, aber so leise, daß der lauschende Officier nichts mehr vom Inhalt ihres Gesprächs zu vernehmen vermochte.

Herr von Leist hatte kaum einige Augenblicke Zeit, über das Gespräch nachzudenken, das er belauscht, denn plötzlich vernahm er ein dumpfes Getöse, ein Scharren mit den Füßen, hastiges, halbblautes Hin- und Herreden, dann entstand eine tiefe Stille.

— Offenbar hatten die Kanzionirten den Krug auf höchst eilige Weise verlassen. Herrn von Leist wurde der Grund dieser raschen Räumung sehr bald klar, denn alsbald fielen mehrere Schüsse rasch hintereinander, aber nicht in der Richtung, von welcher Leist und Lehnerdt Schaller gekommen; ein Trompeter, der dicht vor dem Krug hielt, blies zum Sammeln, und der preußische Cavallerieofficier erkannte daraus, daß der Commandeur der französischen Cavallerie nicht geneigt sei, eine bei der Finsterniß und dem Terrain doppelt gefährliche Jagd auf die flüchtigen preußischen Soldaten anzustellen.

Während sich die Franzosen sammelten und Leist nicht ohne Besorgniß für seinen getreuen Schaller war, traten die Officiere der feindlichen Reiter in die Gaststube des Krugs, Leist hörte ihre Schleppeisen und ihre Sporen klirren, bald vernahm er auch ihr Gespräch; sie examinirten den Krugwirth und Lehnerdt über die Stärke der Kanzionirten, beide Officiere wußten sich in deutscher Sprache leidlich verständlich zu machen. Als der Krugwirth die Fragen beantwortet hatte, wendete sich einer der Officiere in französischer Sprache an den andern und sagte: „Die

Schurken haben Verstärkung erhalten, die dicke Dame hat von höchstens einem Duzend schlechtbewaffneter Leute gesprochen.“

„Oder diese Hallunken hier belügen uns und übertreiben die Zahl ihrer Landsleute!“ antwortete der Andere mürrisch.

„Es ist möglich, aber ich glaube es nicht,“ versetzte der Erste lachend, „diese ganze abscheuliche Gegend wimmelt von Versprengten und Kanzionirten, es können sich leicht zwei Parteien zusammengefunden haben. Ich traue diesen Menschen noch weit lieber, als dieser dicken Dame, deren Kommen und Gehen im Hauptquartier mir höchst verdächtig ist.“

„Sie hat eine Liebchaft mit dem Lieutenant-Colonel vom 44sten!“ bemerkte der andere Officier.

„Als wenn ein Lieutenant-Colonel nicht auch betrogen werden könnte,“ lachte der Erste, der offenbar das Commando hatte, „übrigens theile ich nicht den Geschmack dieses guten Kameraden von der Infanterie, ist mir doch ein wenig zu viel Speck!“

Die beiden Franzosen lachten und empfangen die Meldung eines Wachtmeisters, dann verließen sie klappernd und rasselnd die Wirthsstube, und der Lieu-

tenant von Leist vernahm nichts mehr in seinem Versteck. Der wackere Edelmann suchte sich Alles, was er vernommen, zu recapituliren; es war ihm zu Muth, als wenn die dunklen Andeutungen, die er erlauscht, sich auf ihm bekannte Personen bezögen; eine Springfluth von Vermuthungen und Empfindungen spritzte ihm, so zu sagen, über Hirn und Herz, mit Mühe nur ordnete er seine Erinnerungen.

„Ein Weib hat die Kanzionirten angestiftet,“ sagte er sinnend zu sich selbst, „sie haben einen Mann, der nur eine Hand hat, gefangen, sie haben ihn erschossen, weil er ein Verräther war; merkwürdig, ein französisches Frauenzimmer stiftet preußische Soldaten an, einen Verräther zu erschießen. Aber der Mann kann nur Preußen verrathen haben, denn um einen Verräther an Frankreich zu bestrafen, dazu nimmt man keine Preußen. Die Werkzeuge dieses Weibes warten hier in einem abgelegenen Krüge, vermuthlich auf ihre Belohnung — da erscheint plötzlich französische Cavallerie, und wer schießt sie? ein Weib, das durch ihr Kommen und Gehen im französischen Hauptquartier auffällt, die Maitresse eines französischen Obristlieutenants. Es ist kaum ein Zweifel, daß das Weib, welches

durch preußische Soldaten an irgend wem eine Execution vollstrecken ließ, und dasjenige, welches den Vollstreckern dieser Execution französische Cavallerie über den Hals schickte, daß das eine und dieselbe Person ist. Diese geheimnißvolle Dame ist sehr stark, wie der französische Officier sagte, und der preußische Soldat meinte, sie sei noch ganz gesund, auch das stimmt zusammen. Es ist hier in der Nähe offenbar ein großes Verbrechen begangen worden, dessen Anstifterin diese Weibsperson ist. Zwar kann ich nichts thun, merken aber will ich mir doch, daß sie die Maitresse des Obristlieutenants im 44ten Regiment war in dieser Zeit, und daß der Anführer der Ranzionirten Schober hieß. Das Opfer hatte eine muthige Frau, aber nur eine Hand, sie haben dem Opfer den Zuspruch eines Geistlichen gegönnt; ich muß mir das Alles ganz genau merken.“

Der Lieutenant war mit seinen Ueberlegungen eben zu Ende, als Lehnerdt Schaller eintrat und meldete, daß die französischen Chasseurs von Chorinchen eben nur herübergelassen wären, um die Ranzionirten aufzuheben, da ihnen das aber nicht gelungen, so wären sie ruhig wieder dahin zurückmarschirt,

weil sie alsbald begriffen hätten, daß es unmöglich sei, dieselben selbst bei Tage in der Kieper Haide zu verfolgen. Er gestand auch, daß der Krugwirth, um den Franzosen Schrecken einzuflößen, die Zahl der Preußen um das Dreifache vergrößert habe. Schließlich ermahnte er den Officier, der Ruhe zu pflegen, da sie zeitig wieder aufbrechen müßten, denn es sei ein tüchtiger Marsch noch vom Sandkrug bis zum alten Zoll von Hohensaaten; er wisse den Weg ganz genau, schloß Lehnerdt, durch die Kieper Haide und die breite Lege; derselbe sei etwas beschwerlich, aber ganz sicher, und sie hätten kein Dorf, keinen Krug, keine menschliche Wohnung zu passiren.

Herr von Leist löschte das Licht und entschlief bald vor Müdigkeit trotz der aufregenden Gedanken, die ihn bewegten. Er schlief fast die ganze Nacht hindurch, und am andern Morgen hatte der treue Lehnerdt keine geringe Mühe, seinen Officier zu erwecken.

„Es ist ein Mann von Hohensaaten hier,“ meldete Lehnerdt sogleich, „die Franzosen sind gestern über die alte Oder zurückgegangen, und drüben über der Oder stehen sie in Zehden, aber nur mit wenig Infanterie.“

Der Lieutenant machte sich marschfertig, der Krugwirth brachte ihm in einem Töpfchen Kaffee, eine wahre Herzstärkung für den Officier, obgleich die Zubereitung über alle Begriffe barbarisch war.

„Ich habe von dem Kaffee meiner Frau genommen, gnädiger Herr,“ sagte der ehrliche Mann, „ob ich's mit dem Kochen getroffen habe, weiß ich freilich nicht, meine Frau ist schon seit sechs Wochen bei der gnädigen Frau in Sernow unten, wenn die hier gewesen wäre, würde er besser sein, die versteht sich auf den Kaffee!“

Herr von Leist wollte dem treuen Menschen mit seinem Dank eine Bezahlung für das Nachtquartier aufnöthigen, der aber weigerte sich hartnäckig: „Nehme in solcher Zeit nichts von einem Officier des Königs, sie werden ihr Geld noch brauchen, ehe sie zur Armee gelangen, absonderlich wenn sie in's Polnische kommen; nein, gnädiger Herr, ich bin auch Soldat gewesen.“

Gerührt steckte der Lieutenant sein Geld wieder ein und fragte freundlich, indem er seine Mütze und seinen Wanderstab ergriff: „Bei welchem Regiment? wo habt ihr gestanden, mein lieber Freund?“

Da richtete sich der Mensch hoch auf, die Arme

lagen straff am Körper, der Zeigefinger vorschriftsmäßig an der Hosennath: „Zu Befehl, Herr Lieutenant! Regiment Gensd'armes, Berlin!“

Es kam eine tiefe Rührung über den Officier, die Augen wurden ihm naß; sein Regiment, seine eigentliche Heimath, Alles was nun zertrümmert war in furchtbarer Niederlage, das Alles wurde wieder lebendig in ihm für einen Augenblick, es stand vor ihm in der Gestalt des Sandkrugwirths — er reichte dem treuen Patrioten die Hand und sprach mit überströmenden Augen: „Kamerad, ich auch, ich bin auch vom Regiment Gensd'armes!“

Der Krugwirth drückte die Hand des Officiers und versicherte nicht minder gerührt: „Kam mir doch gleich so was vor, war wie ein Bekannter, Herr Lieutenant, dürste ich —“

Der ehrliche Mensch stockte, der Officier aber begriff ihn leicht und sprach: „Ihr seid wohl verabschiedet, ehe ich zum Regiment kam, mein Name ist von Leist.“

„Von Leist?“ rief der Wirth und trat einen Schritt zurück, „verzeih mir's Gott, aber das ist doch nicht möglich? ja, und doch, wahr und wahrhaftig,

das sind des Junkers braune Augen noch; Herr Lieutenant, sie kennen den Wachtmeister Krause nicht mehr, und der alte Krause hat sie nicht mehr gekannt!“

Jetzt erinnerte sich der Officier deutlich des Alten, der ihn bei seinem ersten Auftreten auf der militärischen Laufbahn im Regiment unterstützt hatte, er tauschte mit ihm rasch einige Erinnerungen, die sich auf beinahe eben so viel Menschen als Pferde bezogen, und vielleicht würde das Gespräch noch länger gedauert haben, wenn nicht Leist's Blicke zufällig auf Lehnerdt Schaller gefallen wären, der einen Finger im Munde auf der Schwelle stand und sichtlich mit mehr Ueerraschung als Verständniß auf die Scene schaute, die sich vor seinem Auge ereignete.

Leist sah die Nothwendigkeit ein zu scheiden, der Wirth begleitete ihn bis zur Hinterthür und war eigentlich ganz unglücklich, daß er seinen Junker, so nannte er ihn, denn Leist war erst Officier, Cornet, geworden, als Wachtmeister Krause schon den Abschied erhalten, nicht wieder erkannt habe.

„Dafür haben die Franzosen gesorgt,“ scherzte Leist, „meine eigene Frau wird mich kaum wieder erkennen!“

Als er das aber gesagt, winkte er dem alten Kameraden vom hochberühmten Regiment Gensd'armes, das nun nicht mehr existirte, noch ein Mal freundlich zu und folgte mit raschem Schritt dem voranschreitenden Lehnerdt Schaller. Er sah sich nicht mehr um, hätte er's gethan, dann hätte er einen alten Mann gesehen, der ihm unter halblauten Segenswünschen nachblickte und nicht eher nach seinem Krug zurückkehrte, als bis der Officier von „seinem“ Regimente ganz und gar hinter den Bäumen verschwunden war.

Bald war's um die beiden Wanderer einsam still in der bereisten Haide, die ernst schweigend sich rings um sie breitete; es war ein tiefer Frieden in den Hölzern, und schweigend webte die Natur ihre dichten Nebelschleier über die Spitzen der Kiefern. Diese Stille aber, die dem wandernden Officier anfänglich so wohl gethan, wurde ihm nach und nach lästig, so lästig, daß er sich über jeden einzelnen heisern Schrei freute, den ein Raubvogel ausstieß. Er spähetete nach den Spuren des Wildes, er gab sich viele Mühe, einer hangen Beklemmung zu entrinnen, die in dieser Stille ihm doppelt gewaltig an's Herz griff, wenn er an das dachte, was er während des Abends

vorher im Krüge erlauscht. Leist war eigentlich schweigsam, er war's in den letzten Zeiten noch mehr geworden, dennoch drängte es ihn hier zu reden, er mußte reden, um bangen Befürchtungen zu entrinnen.

„Viel Raubzeug hier, Lehnerdt!“ begann er, indem er sich dem jungen Menschen mit einem raschen Schritte näherte.

„Aber auch viel Wild!“ antwortete der Mann vom Bessiner See, „so viel hat's bei uns schon nicht mehr!“

„Kanntet ihr den Wirth im Sandkrug,“ fuhr der Officier fort, als der Sohn der Mark sofort schwieg, als er seine Antwort gegeben, „mich dünkt, der brave Schulz von Langenpieske hatte uns einen andern gesagt, war's nicht so?“

„Ich hatte den Weg nach Britz verfehlt, Herr Lieutenant,“ gestand Schaller freimüthig, „da ich aber den Weg zum Sandkrug erkannte, so dachte ich, daß ich nichts zu sagen brauchte. Der Krugwirth ist auch gut Freund mit dem Herrn Postmeister, und ich bin zu Bartholomäi vor zwei Jahren schon im Sandkrug gewesen, da war ich mit dem Herrn Hauptmann von der Carnitz, dem Vetter von unserer gnädigen

Frau, wohl vier Wochen in der Haide, bald hier, bald da, das machte, ich trug ihm den Dachsrangen.“

Diese Streiferei mußte sehr viel angenehme Erinnerungen erwecken in dem guten Burschen, denn er lachte noch eine ziemliche Weile über das ganze Gesicht nachdem er gesprochen.

„Also daher kennt ihr die Wege so genau in der Gegend, Lehnerdt?“ frug der Officier.

„Ich kannte sie schon fast so gut zuvor!“ entgegnete der Gefragte mit einiger Selbstzufriedenheit, „bin immer mit gewesen von Klein auf mit meinem Pathen, dem Amtmann, und mit den Junkern von Hohenkremmen. Die Sandkrugwirthin ist aus der Jägerei in der Kederuschen Forst, der Jäger ist jetzt todt, war mit meinem Vater bei den Soldaten!“

Der Officier interessirte sich wenig für die Erinnerungen des braven Burschen, aber es war ihm gar Recht, daß derselbe sprach, und er bemühte sich, ihn gesprächig zu erhalten.

„Die Wirthin im Sandkrug war nicht daheim,“ fuhr er fort, „wo war sie doch? mich dünkt, der Krugwirth hätte es gesagt?“

„Die Wirthin war in Sernow bei der gnädigen



Frau, sie ist bei der gnädigen Frau gewesen, als die noch klein war, der Wirth hat mir's gesagt!" setzte Lehnerdt wichtig hinzu.

„Sernow?" fragte der Lieutenant, „wer ist die Herrschaft? wo liegt Sernow?"

„Drüben über der Oder," antwortete der Bursch, „es soll noch ein paar Meilen von Zehden sein, ich weiß da heraus keinen Bescheid!"

„Und wer ist die Herrschaft?" fragte der Officier ahnungslos weiter.

„Die gnädige Frau von Redow!" antwortete Lehnerdt.

„Redow!" rief Leist erschrocken und blieb stehen, es war ihm, als würde es plötzlich helle um ihn, doch er beruhigte sich selbst, „es giebt viele Redows!" murmelte er zwischen den Zähnen.

Lehnerdt sah den Officier befremdet an, dann sagte er: „Der Kammerherr von Redow hat das Gut letzte Johanni übernommen, sagte der Krugwirth, die gnädige Frau hat die Krugwirthin kommen lassen als eine verlässliche Person —"

Der gute Bursch sprach noch eine Weile weiter, mittheilend, was ihm der Krugwirth erzählt, der Of-

ficier hörte schon lange nicht mehr auf ihn, der stand auf seinen Wanderstab gestützt und sprach vor sich hin: „Mariechen, armes Mariechen! wo waren meine Sinne, daß ich das nicht gleich verstand? Der Mann mit einer Hand, den sie als Verräther erschossen haben, die muthige Frau die ihn verteidigte — Mariechen, armes Mariechen! und das Weib, das diese Elenden auf ihn hetzte, die dicke Freundin des französischen Lieutenant-Colonel — Hölle und Teufel! die Geheimrätthin von Reimbach, meines Weibes Stiefmutter!"

Der Officier stieß einen lauten Schrei aus, der wild über die Haide scholl und den Wiederhall ringsum weckte, er ließ seinen Stab niederfallen und schlug beide Hände vor sein Angesicht.

## Neuntes Capitel.

von Leist an die verwittwete von Bedow.

„Auch ohne Aufschrift und Unterschrift, liebes Mariechen, wirst du erkennen, daß diese Zeilen nur von mir an dich gerichtet sein können; so allein kann ich dir mein Versprechen halten und Nachricht von mir geben, ohne dich und den Ueberbringer dieses Briefes dem Argwohn oder der Verfolgung der Feinde auszusetzen. Vielleicht hast du so bald keine Nachricht von mir erwartet, und eigentlich ist's auch nur ein Glückszufall, daß du überhaupt von mir etwas erfährst. Doch ich will mich nicht lange bei der Vorrede aufhalten, da ich wenig Zeit habe, also einen langen Brief schreiben muß. Noch einmal aber bitte ich dich, meiner Frau und meinem alten Ohm so

rasch und so ausführlich wie möglich alle Nachrichten von mir mitzutheilen, Beide werden dir dafür sehr dankbar sein, denn ihnen direct eine Nachricht zukommen zu lassen, dazu habe ich gar keine Aussicht von hier aus und später noch weniger.

„Ich habe mein Ziel noch nicht erreicht, aber ich bin sicher, daß ich's erreichen werde, geliebt's Gott, denn ich sitze in der vornehmsten Hütte eines abgelegenen Fischerdorfs, und mein freigebiger Quartierherr hat geschworen, mich selbst auf der Rhede von Pillau aus Land zu setzen. Wie aber bin ich hierher gekommen? Es ist das eine weitläufige Geschichte, besonders, wenn ich mich erinnere, daß es morgen volle drei Wochen her sind, seit ich von dir an der Schwelle deines Hauses Abschied nahm. Ich war tapfer und munter, als ich von dir ausging, der Muth, den du in den schweren Bedrängnissen deiner Lage zeigtest, hatte mich gewaltig gestärkt, und ich war fest entschlossen, auszuharren. Seitdem habe ich manche Stunde kleinmüthigen Verzagens zu überstehen gehabt! Zuerst bedauerte ich sehr bald, daß ich, deinen Rath nicht beachtend, den treuen Burschen, den Lehnerdt, der mich mit eben so viel Muth als Klugheit glücklich

bis zu dir geführt, bei mir behalten hatte. Ich glaubte, der wackere Bursch brächte mir Glück; es war wenigstens eine unbestimmte Vorstellung von etwas Aehnlichem in mir, er selbst wollte dem Könige als Soldat dienen, ich behielt ihn zu seiner größten Freude und zu meiner Genugthuung bei mir; wir marschirten tapfer zusammen weiter, aber siehe da, es kam Alles ganz genau so, wie du es vorhergesagt. Mein Lehnerdt, der so sicher und bestimmt auftrat, so lange wir uns in seiner märkischen Heimath befanden, wurde, je mehr wir ostwärts kamen, desto unsicherer; er wurde ängstlich, weil er die Wege und Stege, die Wälder und Wasser nicht mehr kannte, nicht seinetwegen, denn er hatte ein treues furchtloses Herz, sondern meinethwegen, weil er immer noch nicht von der Verantwortlichkeit für meine Führung befreit zu sein glaubte und zwischen sich und mir nur ein Führerverhältniß kannte. Zwei Tage lang quälte sich die treue Seele entsetzlich, und als er nun fast gar nicht mehr auf die Landsleute traf, sondern meist auf Polen, die dem ehrlichen märkischen Jungen nicht Rede und Antwort zu geben wußten, da war's aus, rein aus mit seiner Fassung, und ich hab's heimlich beobachtet, daß er heiße Thränen

der Verzweiflung weinte. Das mochte ich nicht länger leiden, obwohl das Leben, das ich nun seit unserer Niederlage führe, hart macht und die wunden Füße wenig Mitleid aufkommen lassen; kurz, ich mochte es nicht mehr leiden und schloß mich einem Truppe von Kanzionirten an, der ebenfalls der Weichsel zuzog, obwohl, wie uns gesagt wurde, die Franzosen bereits vor Danzig stehen sollten. Elendes Leben fast zwei Tage lang! die Rohheit dieser verwilderten Soldaten überstieg alle Begriffe, sie ekelte mich an bis zum Erbrechen; um mir und Lehnerdt die Lage leichter zu machen, gab ich den Kerlen Geld, mehr, weit mehr als meine jetzigen Verhältnisse, trotz deiner Großmuth, liebes Mariechen, mir gestatteten. Es war mir fast nicht unlieb, daß wir am fünften Tage, nachdem ich von dir Abschied genommen, bei der Mittagsrast von Franzosen überfallen wurden.

„Wenn ich sage, es war mir fast nicht unlieb, so kannst du daraus sehen, wie empörend die Gesellschaft war, unter welche ich gerathen; vielleicht komme ich später noch einmal auf diese Gesellschaft zurück. Wir wurden überrascht und Alle gefangen. In mir erkannte man sofort den preussischen Officier und plün-

berte mich aus; da die Plündernden aber Cavalleristen waren, also schwerlich unsere Stiefeln brauchten, wie das bei Infanteristen fast immer der Fall ist, so ließ ich eine Handvoll Zweigroschenstücke durch die Unterbeinkleider in die Stiefeln gleiten; das war das einzige Geld, welches ich rettete. Die Kleider ließ man mir, man nahm mir nur Geld, Uhr, Ringe, Dose, Tabackspfeife und Taschentuch, aber ich wollte lieber man hätte mir Alles genommen, und ich hätte nicht den Kummer gehabt, von dem Unglück zu hören, welches mir theure Personen getroffen. Aus den Reden der Chasseurs, die ich vernahm, muß ich schließen, daß mehrere der treuen Patrioten, die mir über die Oder halfen, verrathen worden sind und des Feindes Rache haben fühlen müssen. Erst als uns die Franzosen in das nächste polnische Städtchen führten, bemerkte ich, daß mein treuer Lehnerdt fehlte. Darüber freute ich mich herzlich, möge Gott dem wackeren Burschen glücklich über die Oder zurück in sein Vaterland geholfen haben! Den Weg zurück hat er sicher gefunden, denn wo er einmal gewesen war, da wußte er auch genau Bescheid und verirrte sich nie, sein ganzes Gedächtniß mußte voll Merkzeichen, Steinen, Bäumen, Waldecken

und ähnlichen Dingen sein. In dem polnischen Nest, welches wir nach einem angestrenkten Marsch erreichten, führte man mich zu einem Officier, welcher ganz gut deutsch sprach und mir jede mögliche Freiheit anbot, wenn ich mein Ehrenwort geben wollte, nicht davon zu gehen. Da ich aber gerade die Absicht hatte, bei der nächsten Gelegenheit davon zu gehen, so erklärte ich ihm in den bestimmtesten Ausdrücken, daß ich ihm mein Ehrenwort nicht geben werde, denn es sei gegen meine Grundsätze, mich also zu binden. Er sah mich eine Weile ernst an, dann sprach er: „Sie haben recht, Herr Kamerad, ich würde wie sie handeln, aber ich würde mich dann auch nicht beklagen, wenn mich der Feind so hart behandelte, als es nöthig ist, um ein Entkommen zu hindern!“ Da ich vorher nicht ausdrücklich zugegeben, daß ich preussischer Officier, allerdings aber auch die Annahme nicht bestritten hatte, so verbeugte ich mich ohne weitere Antwort. Der freundliche Feind ehrte mein Schweigen, er reichte mir ein Glas Branntwein, schnitt dann ein noch warmes schwarzes Brod, das auf dem Tische lag, halb durch, gab mir die Hälfte und ließ mich hinausführen. Gott segne ihm diese Gutthat, denn ich

fror und mich hungerte sehr. Die Nacht lagen wir Gefangene mit noch weiteren vierzig Mann in einem Schafstall; die Nacht war bitter kalt. Am anderen Morgen wurden wir rückwärts transportirt. Die Bedeckung bestand aus zehn bis zwölf Reitern und etwa eben so viel Infanteristen, welche Letzteren meist Verwundete oder Kranke. Indessen waren sie sehr gut bewaffnet und fuhren auf zwei kleinen Wagen halb vor halb hinter dem Zuge, während die Cavalleristen die Flanken zu decken hatten. Gegen Mittag wurde mir ein Platz auf einem der Wagen angeboten; ich sah in dieser Einladung die Folge der Empfehlung des menschenfreundlichen Officiers, doch schlug ich es kopfschüttelnd aus, denn trotz meiner Müdigkeit war ich entschlossen, zu entfliehen, und das konnte ich nicht, wenn ich unter feindlichen Soldaten auf dem Wagen saß. Ich benutzte die erste Gelegenheit, die sich mir zur Flucht bot. Es war Nachmittag, aber noch ganz hell, als wir durch ein Dorf marschirten; der enge Weg zwischen zwei Zäunen nöthigte die Cavallerie voranzureiten, oder beim Nachtrab zu bleiben, wir gingen zwei und zwei, ich machte das letzte Paar mit meinem Nebenmann, einem alten Kerl vom Regiment

König. „Verrath mich nicht, Kamerad!“ flüsterte ich dem Burtschen zu, sprang um die Ecke des Zaunes und kroch dicht an demselben hin. Mein Nebenmann verrieth mich wirklich nicht, sondern ging ruhig weiter. Ich aber kroch auf Händen und Füßen am Zaune hin, bis ich eine lockere Stelle fand, da arbeitete ich mich durch und kroch nun etwas sicherer auf der anderen Seite des Zaunes fort. Ich befand mich in einer Art von Obstgarten, an dessen Ende eine Hundehütte gelegen war, die offenbar nicht besetzt war, denn der Hund hätte längst an schlagen müssen. In diese Hütte kroch ich rasch hinein, krümmte mich zusammen, soweit ich's irgend vermochte, und befand mich nun in einer zwar sehr unbequemen, aber doch, wie mich damals dünkte, etwas gesicherten Lage. Ich lauschte aufmerksam, indessen blieb Alles still, und ich freute mich dieses Zeichens meiner unentdeckten Flucht. Als ich meiner Rechnung nach etwa eine Stunde in der Hundehütte zugebracht und kein verdächtiges Geräusch vernommen hatte, glaubte ich die Colonne, der ich entsprungen, entfernt genug, und wagte mich hervor aus meinem unbequemen Asyl. Alles war still, nirgends ein Mensch zu sehen, langsam schlich ich durch

den Garten und kam in einen Hof, der rückwärts sich an ein Haus schloß, das weit besser aussah als die gewöhnlichen Hütten polnischer Dörfer; daraus schloß ich, daß ich mich in dem Pfarrhofe befinde. Ich hatte mich nicht geirrt, ein schlichter aber freundlicher Greis, der aus der Thür trat, gab sich mir als den Pfarrer zu erkennen, fragte mich nach meinen Umständen und war dann gleich erbötig, mir den Weg zum nächsten Ort zu zeigen, denn ich hatte, wie leicht zu begreifen, den heftigsten Trieb, so weit ab wie möglich von der französischen Colonnenstraße zu kommen, der sich die Kanzionirten so unvorsichtig genähert hatten. Der brave Geistliche schenkte mir ein großes Stück Brodt, weiter hatte er nichts, zwei Tage zuvor hatten ihn die Franzosen ganz ausgeplündert. Dann gingen wir, er hatte Freude daran, daß ich mich entschlossen zeigte, zur Armee des Königs zu stoßen, erzählte mir, daß er auf dem Waisenhause zu Halle erzogen sei und seit dreißig Jahren auf seiner Pfarre stehe, dann beschrieb er mir den Weg, den ich nach der Stadt, wohin ich wollte, zu nehmen, und nannte mir die Namen der Dörfer. Plötzlich fragte er mich, ob ich auch Geld bei mir habe, zugleich aber faßte er

in die Tasche und reichte mir ein Biergroßesstück, indem er ganz beschämt dazu sagte, daß er nicht mehr habe. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir ein Almosen angeboten wurde, ich zuckte zusammen, und dennoch wollte ich den braven Waisenhäuser von Halle nicht kränken. Ich sagte ihm, daß ich noch einen Thaler und etwas drüber habe. Desto besser, meinte er freundlich, aber nehmen sie es zu meinem Andenken, zum Zeichen, daß ich einem unglücklichen Officier meines Königs gern mein Letztes gebe. Da konnte ich mich nicht länger sträuben, ich nahm das Geld. Bald danach holten wir eine Bauerfrau ein, die kannte der geistliche Herr und ihrer Führung empfahl er mich angelegentlich, denn die Frau ging gerade nach dem Dorfe, was zunächst auf meiner Marschrouten lag. Beim Abschied gab mir der Greis seinen Segen, und tief ergriffen setzte ich meinen Marsch mit der Bauerfrau fort. Sie hatte in ihrem Korb einen großen Kuchen, davon theilte sie mir freigebig mit und nöthigte mich auch zum Abschied noch eine Schnitte davon auf, also der Empfehlung ihres Pfarrers Ehre machend. Sorgfältig hatte mir die Frau meinen Weg beschrieben, aber ich verfehlte ihn doch,

denn nachdem ich noch etwa zwei Stunden marschirt war, brach die Dunkelheit ein, und ich befand mich mitten im Holz auf einem Wege, der nur sehr wenig befahren war. Eine Weile noch ging ich und bemühte mich, Spuren menschlicher Wohnungen zu finden, bald aber begriff ich, daß bei der Finsterniß alle Bemühungen vergeblich sein mußten, und suchte mir darum ein Plätzchen zu meiner Nachtruhe; so bequem ich's irgend zu entdecken vermochte, nahm ich's und lag eigentlich auch nicht schlecht auf den glatten weichen Lagen von Fichtennadeln. Die Kälte war mir nicht sehr empfindlich, ich aß zu Abend von dem Brod des halblischen Waisenhäufers und vermischte eigentlich nur einen Trunk Wasser, doch litt ich nicht lange Durst, denn meine Ermüdung ließ mich ziemlich rasch einschlafen. Ich hatte lange und fest geschlafen, denn als mich die schneidende Morgenluft weckte, die eisig über mein Antlitz hinstrich, fühlte ich mich sehr gestärkt und wanderte muthig weiter. Wohin, wußte ich nicht, ich hatte für's Erste nur die Absicht, Menschen zu finden, die mir wieder auf meinen Weg helfen sollten. Nach einigen Stunden fand ich einen Holzknecht, der mich zwar anfänglich nicht verstand, endlich aber doch begriff,

daß ich den Weg nach dem Dorfe suche, dessen Namen ich ihm nannte. Nach und nach verständigte ich mich mit ihm und erkannte, daß ich schon am Abend vorher an dem gesuchten Ort vorübergegangen sei und mich auf meiner Reiseroute bedeutend vorgedrückt fände. Das stimmte mich ungemein freudig, ich schritt tapfer zu und gelangte, den Weisungen des verständigen Holzknechtes folgend, nach zwei Stunden etwa wieder auf die verlorene Straße. Ich marschirte bis Mittag und verlor den Weg nicht wieder, da mir ein Schäfer seinen Knaben mitgab, der mich auf einem schwer zu findenden Waldwege zu dem Dorfe führte, wo ich Nachtruhe halten wollte. Der Knabe war entzückt über das Stück Kuchen, den Rest von dem Geschenke der guten Bauerfrau am Tage vorher, das ich ihm als Wegweiserlohn reichete. Es war etwa fünf Uhr, als ich den Krug erreichte und mit dem Gefühl in die Krugstube trat, daß ich nicht nöthig haben werde, diese Nacht unter freiem Himmel auf harter Erde zu campiren. Man ist Soldat, aber man ist auch Mensch, ich gestehe, daß mir jener Gedanke ungemein wohl that. Die Krugstube war voller Menschen, deren lebhaftes Gespräch bei meinem Eintritt sofort ver-

stumnte, Aller Blicke wendeten sich auf mich. Ich setzte mich an einem Tischende nieder, zog mein letztes Stück Brod heraus, den Rest der Gabe des guten Geistlichen, ließ mir einen Schnaps einschenken und bat den Wirth um ein Messer. Da der Wirth deutsch sprach und die Anwesenden in deutscher Sprache auf die Franzosen schalten, so fragte ich den Ersten, ob Franzosen in der Nähe seien. Der Mann sah mich forschend an, dann sagte er leise: „Der Herr ist Preussischer Officier, ich kenne mich darauf, gehen sie doch auf den Hof, der Herr Amtmann ist eben aus der Stadt zurückgekommen und weiß sicher Alles auf's Genaueste. Sie haben nichts zu fürchten, der ist ein Patriot!“ Nachdem ich mein Brod gegessen und meinen Schnaps bezahlt hatte, führte mich des Krugwirths Tochter, ein kleines freundliches Kind mit gelben Ringellockchen um das runde Köpfschen, und großen blauen Augen, auf den Hof. Der Amtmann, ein noch junger Mann von gutem Aussehen, empfing mich mit einiger Zurückhaltung, was ich ihm nicht übel nahm, denn mein Anzug war gar zu schlecht, als ich ihm aber offen gesagt, wer ich sei und wohin ich gehe, da schwand seine Zurückhaltung, er nöthigte mich in sein Zimmer

und setzte mir einen kalten Braten und eine Flasche Rheinwein vor. Lächelnd sah mir der Ehrenmann zu, ich aß für zwei Personen wenigstens, und trank zwei Flaschen Wein aus, während er mir über die Stellungen und Bewegungen der Franzosen mittheilte, was mir irgend nützlich sein konnte. Behaglich rauchte ich mit ihm die erste Pfeife Tabak wieder, seitdem ich von den Franzosen gefangen. Als der Diener Licht gebracht hatte, bemerkte ich, daß mein bis dahin so freundlicher Wirth einsylbig wurde und Zeichen von Unruhe gab. Ich stand sogleich auf und nahm dankend Abschied, er aber, sichtlich erleichtert durch mein Aufstehen, sagte mir hastig, daß er dem Krüger bereits befohlen habe, mich zu bewirthen, und daß er mir am andern Morgen einen Boten senden werde, welcher mich auf weit näheren Nebenwegen bis zu dem Ort geleiten solle, von dem aus ich ohne Hinderniß eine gewisse Stadt erreichen könne. Ich bin diesem Herrn Amtmann von Herzen dankbar für alle die Wohlthaten, die er mir erwiesen, obwohl mich noch heute seine Unruhe befremdet und die Hast, mit der er mich in den Krug einlogirte, während es ihm doch auf dem weitläufigen Amtshof nicht an Räumlichkeiten



fehste. Der Mann ist ein treuer Patriot, er hat den Ruf weit und breit, hat auch so an mir gehandelt. Als ich in den Krug zurückkehrte, sah ich gleich, daß der Krüger die Befehle des Amtmanns hatte, ich bekam warmes Essen und Trinken vollauf, und endlich räumte er mir auch sein eignes Bett ein, was ich nach einiger Weigerung annehmen mußte. Indessen schlief ich in diesem Bette nicht so gut, wie in der Nacht zuvor auf Fichtennadeln unter freiem Himmel. Um vier Uhr schon stand ich auf, meine Beine waren steif, und nicht ohne Schmerzen konnte ich die Knie biegen. Doch zwang ich mich und übte mich im Gehen bis mein Wirth mit dem Frühstück kam. Während er mir dabei Gesellschaft leistete, klagte ich ihm meinen Mangel an Wäsche und fand ihn gleich bereit, mir mein Hemd gegen ein reines, das sehr stark und tüchtig war, einzutauschen. Dieser Wechsel der Wäsche erfrischte mich ungemein. Gleich darauf erschien mein Führer, vom Amtmann gesendet, ein trotziger finsterner Bursch, der eine Art auf der Schulter trug. Rüstig schritt er vor mir her, ich folgte ihm auf dem Fuße, anfänglich unter großen Beschwerden, dann aber leichter. Mein Führer sprach den ganzen Tag über keine zehn Worte

mit mir, nahm auch nicht Theil an meiner Mahlzeit, obwohl ich ihm reichlich und freundlich anbot von Allem, womit der Krugwirth mir beim Abschied die Taschen gefüllt. Die Wanderung durch das wild zer-riffene Terrain, das an allen Abhängen dünn beeißt war, zeigte sich außerordentlich beschwerlich, allerdings aber war der Weg sicher, denn wir begegneten bis vier Uhr Nachmittags, wo wir in das Dorf kamen, in welches mich mein Führer bringen sollte, auch nicht einem Menschen. Als ich in das ziemlich stattliche Gasthaus eintreten wollte, trat mir ein Mensch in den Weg in einer kurzen grauen Bekesche, eine nicht sehr saubere Pelzmütze auf dem rothen Kopf, glogte mich aus starren Fischaugen eine Weile an und sagte dann: He, er ist wohl auch einer von den Helden, die bei Jena ausgerissen? Das Blut stieg mir in's Gesicht, es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich „er“ genannt wurde, das schmerzte mich fast mehr als die freche Verhöhnung des Unglücks, doch nahm ich mich zusammen, ich that, als ob ich das Hohnwort nicht vernommen, und trat in die Wirthsstube. Sie war voll von Bauern und Fuhrleuten, die Branntwein tranken und politisirten. Ich setzte mich mit meinem

Begleiter nieder und ließ ihm Schnaps reichen, während ich selbst aus Sparsamkeit nicht trank. Als der Führer getrunken, verlangte er zu meinem größten Schrecken sein Botenlohn, darauf war ich nicht gefaßt, ich hatte geglaubt, der Amtmann würde das bezahlen, und ich bin auch noch heute fest davon überzeugt, daß mich der Bursche geprellt hat. Er verlangte einen Thaler, also ziemlich meine ganze Baarschaft; es war hart, aber ich vermochte nicht mit diesem Menschen zu unterhandeln, Schaam, Stolz und Mangel kämpften einen schweren Kampf in mir. Ich gab dem Kerl, was er forderte, er ging davon ohne auch nur zu grüßen. Ich war noch sechs Meilen von dem Städtchen, wohin ich wollte, da hörte ich einen Fuhrmann reden, ich schloß aus seinen Reden, daß er dorthin fahre, und fragte ihn, ob er mich auf seinem völlig leeren Wagen nicht mit dorthin nehmen wolle. Er war auch gleich bereit dazu, verlangte aber einen Thaler und noch ein Biergeld darüber; ich, der ich nur drei Groschen und das Biergroschenstück des ehrlichen Pastors hatte, erklärte ihm, daß ich so viel nicht zu geben habe, laut lachend meinte er nun, dann wäre es besser für mich, ich ginge zu Fuße, und fuhr

davon. Es waren harte Empfindungen, mit denen ich mich auf die Bank niedersetzte; gedemüthigt wie noch nie schloß ich meine Augen halb, ich schämte mich vor den Leuten in der Wirthsstube und that als ob ich schlief. Kaum hatte ich so einige Minuten gegessen, als abermals ein Fuhrmann eintrat und, mit dem Peitschenstiel nach mir zeigend, den Wirth fragte, wer ich sei. „Ein Zugvogel,“ antwortete der höhnißch, „hat nicht Mosen und nicht Propheten, man muß die Taschen vor ihm zuhalten!“ Ich brauche nichts von den Empfindungen zu sagen, die mich durchtobten, als ich diese Worte vernahm, aber ich vermochte es nicht mehr auszuhalten bei diesem Wirth — ich sehe noch diesen kleinen dicken kahlköpfigen Schurken vor mir mit seinen boshaften rothen kleinen Augen, — ich stand auf, bezahlte meine Zechen und ging hinaus, mir war so weh zu Sinne, daß ich fühlte, wie mir die Augen naß wurden, aber ich schluckte mit höchster Anstrengung meine bitteren Gefühle hinunter und schritt verzweifelt auf der Straße weiter. Ein Bauer mit einem Ochsenwagen holte mich ein; schüchtern, denn ich fühlte mich entwürdigt, fing ich ein Gespräch mit ihm an, ich fragte nach dem Wege, und da sein Weg noch

eine halbe Stunde der meinige war, so hat ich ihn um Erlaubniß, mich auf seinen Wagen setzen zu dürfen. Gutmüthig erlaubte er es, ich kletterte hinauf und fiel sofort in einen tiefen Schlaf. Die halbe Stunde war bald zurückgelegt; der Bauer weckte mich mit einem derben Peitschenhieb und dem lauten Ruf: Herunter, hier fahre ich ab! Der Schlag war nun nicht böse gemeint, der Mensch war nur roh, aber es war der erste Schlag, den ich empfing; es zuckte mir durch alle Glieder, aber ich nahm mich zusammen, dankte freundlich, gab dem Bauer einen Groschen zu Schnaps und wanderte zu Fuß weiter in die Nacht hinein. Eine halbe Meile war das nächste Dorf noch entfernt, mehr träumend als denkend legte ich diesen Weg zurück, indem ich mechanisch einen Fuß vor den andern setzte. Als ich das Dorf erreicht hatte, suchte ich nach dem Krüge, an den Zäunen hintappend, endlich klopfte ich an einer Thür, gewaltiges Hundegebell antwortete mir aus dem Innern. Vorsichtig öffnete mir eine ältliche Frau in bürgerlicher Kleidung, sie lud mich freundlich ein, näher zu treten, und ich folgte ihr, obwohl ich schon sah, daß ich mich in keinem Krug befand. Mein Aufzug, mein Erscheinen

zu so später Stunde mußte wohl die Neugier der alten Frau, sowie eines hübschen jungen Mädchens, das sich ihr zur Seite stellte, erregen; sie fragten mich, wer ich sei, wohin ich wolle? Ich sagte kurz, daß ich Preussischer Officier sei und, der Gefangenschaft entronnen, zur Armee des Königs wolle, zugleich bat ich um Entschuldigung wegen der Störung und fügte die Bitte hinzu, mir den Krug zu zeigen. Die Frau, sichtlich überrascht und verlegen, rief nach ihrer Magd, da öffnete sich die Thür zu einer Nebenstube, und mit herzlichem Gruß trat ein alter Mann daraus hervor, der hatte schon im Bett gelegen, war in bloßen Füßen und hatte nur den Pelz umgeworfen. Ich glaube gar, Jeannette, rief er, du willst den Herrn wirklich im Krug einquartieren, als ob du kein Bett hättest? Mädchen, besorge zu essen, zu trinken, seht ihr nicht, daß der Herr todmüde ist? Darauf faßte er meinen Arm, führte mich zu einem Stuhl und sprach: „Hier nehmen sie Platz, der Königliche Förster Smalian läßt keinen treuen Preußen im Stich!“ Die Mutter wie die Tochter pflegten mich nun, und der Alte sah schmunzelnd zu. Gott lohne es den braven Menschen! Nachdem ich gehörig gegessen und ge-

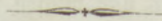
trunken, brachte mich der Förster in eine kleine Kammer, wo ein sauberes Bett stand, und sagte mir herzlich gute Nacht. Ich wollte mich nun niederlegen, aber ich vermochte nicht, meine Stiefeln von den angeschwollenen Füßen zu ziehen, seufzend verzichtete ich auf diese Wohlthat und vorsichtig wickelte ich meinen Rock um die Stiefeln, um die reinlichen Betten nicht zu beschmutzen, und streckte mich so aus. Ich fiel gleich in einen Halbschlummer, in welchem ich den Mann mit der grünen Bekesche sah, der mich „Er“ genannt, meinen Führer, der mich um meine kleine Baarschaft prellte, den groben Fuhrmann, den schändlichen Krüger, den Bauer endlich, von dem ich einen Peitschenhieb empfangen — danach aber kam der Gedanke an die Freundlichkeit des Försters und seiner Familie; ich schlief endlich wirklich sanft und fest ein. Als ich erwachte, war noch Alles still im Hause; mühsam richtete ich mich auf; es erforderte fast eine Viertelstunde der schmerzhaftesten Anstrengungen, bevor ich im Stande war, meine Knie zu bewegen und aufzustehen, ich war wie gelähmt. Dennoch fühlte ich meine Kräfte, biß die Zähne zusammen und ging. Ich dankte Gott, daß ich gehen konnte, daß ich nicht

sonst krank geworden, denn ich wußte, daß ich nach den ersten Anstrengungen im Stande sein würde weiter zu marschiren. Der Förster holte mich zum Kaffee hinunter, der dampfende Trank, von der stinken Tochter kredenzt, gab mir treffliche Labe, dann kam ein Frühstück, von dem ich mich auf drei Tage hätte satt essen können, wenn das eine Möglichkeit wäre. Mit Brod und Wurst und Branntwein reichlich versehen verließ ich um 6 Uhr das gastliche Haus. Kehren bessere Zeiten einst wieder, so suche ich sicher den Förster Smalian auf und zeige ihm, daß es kein Undankbarer war, den er gehegt und gepflegt in jener Nacht. Mein Marsch wurde mir an diesem Tage unglaublich sauer, obwohl die Landstraße ebenen Weg bot; der Tag war schön, nachdem der Nebel gesunken, aber ich hatte keine Freude daran, und um Mittag schon war ich so erschöpft, daß ich gewiß liegen geblieben wäre, wenn nicht ein kleiner Karren des Weges dahergekommen; der Kärner nahm mich zwei Stunden weit mit für das Bier Groschenstück des hallischen Waisenhäufers, das ich zuerst nicht annehmen wollte aus Stolz, dem ich jetzt seine freundliche Gabe segnete. Als mich der Kärner aussetzte, hatte ich noch zwei

starke Stunden Weges vor mir und zwei Groschen in der Tasche; in dem Städtchen aber kannte ich keinen Menschen, sondern hatte nur eine mündliche Empfehlung an einen Kaufmann. Während des Fahrens hatte ich mich etwas gestärkt, ich trat muthig meinen Marsch an, aber ich merkte bald, daß es mit meinen Kräften rasch zu Ende gehen müsse, nach einer Stunde setzte ich mich auf das Steingeländer einer Chausséebrücke, ich konnte nicht weiter und blickte verzweifelt vor mich hin; die schnurgerade Allee führte nach der Stadt, deren Thürme ich sah, ich hatte dieselben Thürme aber eine Stunde zuvor auch gesehen und glaubte ihnen nicht näher gekommen zu sein. Da kam ein Mann in Trauer gekleidet des Weges daher, ein Bürger des Städtchens, wie ich nachher erfuhr, der blieb neben mir stehen und fragte gutmüthig: sie sind wohl sehr müde? ich lächelte ihn halb irrsinnig an. Sie werden sich auf dem kalten Stein erkälten, fuhr er freundlich fort, die Glieder werden steif, und sie können nachher nicht auf, kommen sie, gehen wir selbender, im Gespräch vergeht die Zeit schneller. Er reichte mir die Hand, ich nahm noch ein Mal meine Kräfte zusammen, stand auf und ging mit ihm. Wirk-

lich, ich konnte noch ein Mal gehen, und der freundliche Mann stützte mich, erzählte, brachte mich zum Sprechen, fragte mich auch etwas neugierig aus und erklärte endlich, als er über alle meine Verhältnisse unterrichtet war, der Kaufmann, an den ich gewiesen und empfohlen, der sei seit drei Wochen todt. Erschrocken blieb ich stehen, es wurde mir schwarz vor den Augen, er aber fügte gleich hinzu: Beruhigen sie sich, Herr Lieutenant, sie sollen darum nicht verlassen sein, mein seliger Schwiegervater war ein guter Patriot, aber sein Sohn, mein Schwager, ist's auch, und sie sollen nicht darunter leiden. Wir werden sie bei uns aufnehmen, sie sollen und müssen sich ausruhen, kommen die Franzosen, so werden wir sie schon verstecken. Wenn sie sich gehörig ausgeruht haben, bringen wir sie zu einem befreundeten Schiffer, der sie dann zur See nach Königsberg schaffen soll! So beruhigte mich der wackre Mann. Damit ist meine Odyssee zu Ende, liebes Mariechen! denn acht Tage habe ich, nicht krank eigentlich, aber doch ziemlich leidend in jenem Städtchen zugebracht; dann hat man mich bei Nacht und Nebel zu Jan Blausink, das ist der Spitzname meines Schiffers, hierher gebracht, wo ich mich vor-

trefflich befinde und nur auf den ersten günstigen Wind warte, um nach Pilsau zu segeln. In wenigen Tagen vielleicht stehe ich wieder unter des Königs Fahne! Grüße du, meine treue Jugendfreundin, grüße du mir mein Weib und meinen alten Ohm, sage ihnen, daß ich stark und gesund sei wie zuvor — adieu, liebes Mariechen, Preußen bleibt fest und der König oben! In herzlichster Liebe und alter Treue der, den du kennst und nicht vergessen wirst, so wie er deiner eingedenk war, ist und bleiben wird in guten wie in schlimmen Tagen.“



Im Verlage von Otto Zanke in Berlin ist ferner erschienen:

- Brachvogel, A. C.** Friedemann Bach. Zweite Auflage. 3 Bände. Preis 1 Thlr.
- Göhren, K. v.** Die Brautschau. Roman. 2 Thle. 8. Geh. 2 Thlr.
- Goldammer, L.** Schloß Kuderneise. 8. 1 Thlr.
- Gold, Bogumil.** Exacte Menschenkenntniß in Studien und Stereoskopen. Erste Abtheilung: Charakteristik und Naturgeschichte der Franken. 8. Geh. 1 Thlr.
- Dasselbe. Zweite Abtheilung: Physiognomie und Charakteristik des Volkes. 1 Thlr.
- Keller, Baronin v.** Der weibliche Majoratserbe. Roman. 2 Bde. 8. Eleg. geh. 2 Thlr.
- Marg, Ad. B.** Ludwig van Beethoven Leben und Schaffen. In 2 Theilen, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethoven'scher Werke. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.
- Mügge, Th.** Die Erbin. Roman. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
- Der Voigt von Silt. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 8. Geh. 22½ Sgr.
- Der Weihnachtsabend. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.
- Der Majoratsherr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
- Romane. 4 Bde. 1. Bd.: Karl I. von England und Cromwell. 2. Bd.: Der Doppelgänger. 3. Bd.: Der Zell von Unterwalden. 4. Bd.: Gefangen und befreit. Eleg. geh. 6 Thlr.
- Romane. 4 Bde. Neue Folge. 6 Thlr.
1. Bd.: Die Standpunkte der Gesellschaft. 2. Bd.: Die Pfarre am See. 3. Bd.: Die Dokumente. 4. Bd.: Adam und Eva.
- Mühlbach, L.** Welt und Bühne. Roman. 2 Bände. 8. Geh. 3 Thlr.
- Historisches Bilderbuch. 2 Bde. 8. Geh. 3 Thlr.
1. Band: Du und Sie oder Voltaire und Phyllis. Graf Godiz von Roswalde. Rothe Infanterien. Graf Sarjedo. Longchamps. 2. Band: Die Gräfin Wartenberg, oder eine ehrgeizige Frau. Bruder und Schwester. Die Billets. Die Weltgeschichte und die Mode. Voltaire und sein Hofjuwelier.

**Mühlbach, P.** Historische Charakterbilder. 4 Bde.  
Geh. 6 Thlr.

1. Bd.: Der Prinz von Wales. 2. Bd.: Die Franzosen  
in Gotha. 3. Bd.: Die Gräfin du Cayla — Der Prinz  
von Lamballe. 4. Bd.: Ein Vormittag Friedrichs II. —  
Prinzessin Orsini.

— Friedrich der Große und sein Hof. 3 Bde. 8.  
Geh. 1 Thlr.

— Friedrich der Große und seine Geschwister.  
Dritte Aufl. 6 Bde. in 2 Abtheilungen. 8. 2 Thlr.

— Carl II. und sein Hof. Zweite Auflage. 3 Theile.  
Taschenformat. 1 Thlr.

— Kaiser Napoleon in Deutschland. Erste Abth.:  
Rastatt und Jena. 4 Bde. 8. Eleg. geh. 6 Thlr.

— Kaiser Napoleon in Deutschland. Zweite Abth.:  
Napoleon und Königin Luise von Preußen. 4 Bde. 8.  
Eleg. geh. 6 Thlr.

— Napoleon in Deutschland. Dritte Abtheilung:  
Napoleon und Blücher. 4 Bde. 8. 6 Thlr.

— Kaiser Napoleon in Deutschland. Vierte Abth.:  
Napoleon und der Wiener Congreß. 4 Bde. 8. Eleg.  
geh. 6 Thlr.

— Frau Meisterin. 2 Bde. Taschenformat. 22½ Sgr.  
— Königin Hortense. 3. Aufl. 4. 15 Sgr.

— Heinrich der Achte und sein Hof. oder: Katha-  
rina Parr. Zweite umgearb. Ausgabe. 3 Bde. 16.  
Eleg. geh. 1 Thlr.

**Mundt, Th.** Paris und Louis Napoleon. Neue  
Skizzen aus dem franz. Kaiserreich. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

— Italienische Zustände. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

**Steffens, Feodor.** James II. und sein Fall. 3 Bde.  
16. Eleg. geh. 4 Thlr.



Biblioteka Główna UMK



300046683100



Biblioteka Główna UMK



300046683100

